

Das Phänomen Stadt hat sein Wesen verändert. Es ist nicht länger nur ein Problem unter vielen, sondern das Problem Nummer Eins, das Problem, an dem sich wirtschaftliche, soziale, ökologische und kulturelle Herausforderungen kreuzen. Die Stadt bestimmt das Schicksal der Menschheit, ihren Aufstieg und ihre Segregation, die Bildung ihrer Eliten, die Zukunft der sozialen Innovation, der Kreativität in allen Bereichen.

Félix Guattari Die subjektive Stadt

Die subjektive Stadt

Félix Guattari

DIE SUBJEKTIVE STADT

FÉLIX GUATTARI

DIE SUBJEKTIVE STADT

Schriften zu Architektur und Urbanismus

Herausgegeben von Volker Bernhard und Henning Schmidgen

transversal texts
transversal.at

ISBN der Printversion 978-3-903046-50-4

Lektorat: Christoph Hubatschke

transversal texts ist Textmaschine und abstrakte Maschine zugleich, Territorium und Strom der Veröffentlichung, Produktionsort und Plattform - die Mitte eines Werdens, das niemals zum Verlag werden will.

transversal texts unterstützt ausdrücklich Copyleft-Praxen. Alle Inhalte, sowohl Originaltexte als auch Übersetzungen, unterliegen dem Copyright ihrer Autor:innen und Übersetzer:innen, ihre Vervielfältigung und Reproduktion mit allen Mitteln steht aber jeder Art von nicht-kommerzieller und nicht-institutioneller Verwendung und Verbreitung, ob privat oder öffentlich, offen.

Dieses Buch ist gedruckt und als PDF erhältlich.

Download: transversal.at

Umschlaggestaltung und Basisdesign: Pascale Osterwalder

transversal texts, 2025

eipcp Wien, Linz, Berlin, Málaga, Zürich

ZVR: 985567206

A-1060 Wien, Gumpendorfer Straße 63b

contact@eipcp.net

eipcp.net | transversal.at

Das Jahresprogramm des eipcp wird gefördert von:

Stadt Wien Kultur



Inhalt

Statt einer Einleitung: Antwort auf die Frage „Was ist für Sie die ideale Stadt?“	9
Ökosophische Praktiken und die Wiederherstellung der subjektiven Stadt	11
Die Äußerung in der Architektur	39
Die Architektur-Maschinen von Shin Takamatsu	55
Singularisierung und Stil Gespräch mit Shin Takamatsu	79
Architektur und Psychiatrie	93
Das Problem der Stadt Diskussion mit Gilles Deleuze, Michel Foucault, François Fourquet und Lion Murard	109
Raum und Körperlichkeit	135
Politisch-ethische Grundlagen der Interdisziplinarität	151
Nachwort: Territorium und Existenz	163

Statt einer Einleitung: Antwort auf die Frage „Was ist für Sie die ideale Stadt?“

Ich mag diese Art von Umfragen nicht. Daher richte ich diese Antwort nur an Sie, und Sie können dann damit machen, was Sie wollen.

Die Utopie besteht heute darin zu glauben, dass die gegenwärtigen Gesellschaften ohne größere Umwälzungen ihren Weg fortsetzen können. Die aktuell auf der Erde vorherrschenden Formen der sozialen Organisation sind im wahrsten Sinne des Wortes *nicht mehr haltbar*. Die Geschichte wird von verrückten Parametern erfasst: Demografie, Energie, technologisch-wissenschaftliche Explosion, Umweltverschmutzung, Wettrüsten... Die Erde deterritorialisiert sich in Windeseile. Die wahren Utopist:innen sind die Konservativen aller Art, die sich wünschen, dass „es trotzdem hält“, dass man zum Gestern und zum Vorgestern zurückkehrt. Das Erschreckende ist unser Mangel an kollektiver Einbildungskraft in einer Welt, die so in Aufruhr ist, unsere Kurzsichtigkeit angesichts all der „molekularen Revolutionen“, die uns immer schneller den Teppich unter den Füßen wegziehen.

Ich komme gerade aus Japan zurück. Innerhalb weniger Jahrzehnte ist dort eine Gesellschaft von „maschinischen Mutant:innen“ entstanden – für das Geld *und zum Besseren*! Sie fragen mich, wie ich mir die Städte der Zukunft vorstelle, die idealen Städte? In der Richtung dieses Besseren. Immer mehr Kreativität und maschinische Vitalität in den Bereichen von Technik, Wissenschaft und Kunst, in den Lebens- und Empfindungsweisen.

Wenn ich das sage, weiß ich, dass ich die humanistische Empfindsamkeit vieler unserer Freund:innen auf den Kopf stelle. Es stimmt! Ich bin verrückt nach

konkreten und abstrakten Maschinen und zweifle nicht daran, dass ein sagenhafter Aufschwung schließlich alle Konservatismen, die uns in dieser absurden und blinden Gesellschaft „an Ort und Stelle halten“, zum Aufbrechen bringen wird.

Sie wollten etwas Utopisches...

Mit freundlichen Grüßen, Ihr Félix Guattari

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen als „Réponse à la question ‚Quelle est pour vous la cité idéale?‘“, *La Quinzaine littéraire* 16/353 (1981): 39. Mit freundlicher Erlaubnis von Emmanuelle, Bruno und Stephen Guattari.

Ökosophische Praktiken und die Wiederherstellung der subjektiven Stadt

Der Mensch von heute ist durch und durch deterritorialisiert. Seine angestammten existenziellen Territorien – Körper, häuslicher Raum, Verwandtschaftsgruppe, Ritual – sind nicht mehr an einen unveränderlichen Boden gebunden, sondern klammern sich an eine Welt prekärer und sich ständig verändernder Vorstellungen. Die jungen Leute, die mit einem *Walkman* auf den Ohren herumlaufen, werden durch Ritornelle belagert, die weit, weit weg von ihrer Heimat produziert worden sind. Aber was kann „Heimat“ für sie überhaupt noch bedeuten? Sicherlich nicht den Ort, an dem ihre Vorfahren begraben sind, an dem sie geboren wurden und sterben müssen! Sie haben keine Vorfahren mehr: Sie sind hier gelandet, ohne zu wissen warum, und genau so werden sie wieder verschwinden! Ein Computercode „stellt sie unter Hausarrest“ in einer beruflichen und sozialen Laufbahn, programmiert sie für die Position von Sozialhilfeempfänger:innen oder Privilegierten.

Alles zirkuliert heute, die Musik, die Moden, die Werbeslogans, die Geräte, die Niederlassungen der Industrie, und doch scheint alles an seinem Platz zu bleiben, da die Unterschiede verschwimmen zwischen den hergestellten Zuständen der Dinge und den standardisierten Räumen, in denen alles austauschbar geworden ist. Die Tourist:innen reisen praktisch ohne Bewegung, eingepfercht in die gleichen Flugzeugkabinen, Eisenbahnwaggons und Hotelzimmer, und sehen vor sich Landschaften vorbeiziehen, die sie schon hundertmal auf Fernsehbildschirmen oder in Reisebroschüren gesehen haben. Die Subjektivität droht so zu versteinern, sie verliert den Geschmack

am Unterschied, am Unvorhergesehenen, am singulären Ereignis. Spielshows im Fernsehen, das Starsystem im Sport, die Nachrichten unter „Vermischtes“ und das politische Leben wirken wie Neuroleptika, die vor der Angst schützen, aber auf Kosten einer Infantilisierung und Entmachtung.

Soll man den Verlust der stabilen Bezugspunkte von einst bedauern? Soll man sich einen plötzlichen Stillstand der Geschichte wünschen? Soll man die Rückkehr zu Nationalismus, Konservatismus, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Fundamentalismus als unabwendbares Schicksal hinnehmen? Die Tatsache, dass erhebliche Teile der Öffentlichkeit heute von solchen Versuchungen erfasst werden, macht sie nicht weniger illusorisch und gefährlich. Auswege aus der planetarischen Sackgasse der Gegenwart können nur dann gefunden werden, wenn neue transkulturelle, transnationale und transversale Landschaften und Werteuniversen geschaffen werden, die von der Faszination der territorialisierten Macht befreit sind. Die Menschheit und die Biosphäre sind miteinander verbunden, und die Zukunft beider hängt zugleich von der Mechanosphäre ab, die sie umfasst. Das bedeutet, dass wir nicht hoffen können, eine auf menschliche Weise bewohnbare Erde wieder zusammenzusetzen, ohne die wirtschaftlichen und produktiven Ziele, die städtischen Gefüge, die sozialen, kulturellen, künstlerischen und mentalen Praktiken neu zu erfinden.

Die Höllenmaschine eines blinden quantitativen Wirtschaftswachstums, das sich nicht um seine menschlichen und ökologischen Auswirkungen kümmert, das ausschließlich unter der Ägide der Profitwirtschaft und des Neoliberalismus steht, muss einer neuen

Art von qualitativer Entwicklung Platz machen, die die Singularität und Komplexität der Objekte des menschlichen Begehrens rehabilitiert. Eine solche Verkettung von Umweltökologie, wissenschaftlicher Ökologie, wirtschaftlicher Ökologie, urbaner Ökologie und sozialer und mentaler Ökologie nenne ich *Ökosophie*, nicht um all diese heterogenen ökologischen Ansätze in einer einzigen totalisierenden oder totalitären Ideologie zu vereinen, sondern um – im Gegenteil – die Perspektive einer politisch-ethischen Entscheidung für die Vielfalt, den kreativen Dissens und die Verantwortung gegenüber der Differenz und der Alterität zu eröffnen. Jedes Segment des Lebens wird, obwohl es in transindividuelle Phylen, die über es hinausgehen, eingebettet bleibt, grundsätzlich in seiner Einzigartigkeit erfasst. Geburt, Tod, Begehren, Liebe, die Beziehung zur Zeit, zum Körper, zu lebenden und unbelebten Formen erfordern einen neuen, geläuterten, empfänglichen Blick.

Diese Subjektivität, die der Psychoanalytiker und Kindheitsethologe Daniel Stern das „auftauchende Selbst“ nennt,¹ müssen wir ständig neu erfinden. Wir müssen den Blick der Kindheit und der Dichtung zurückerobern, um ihn an die Stelle der trockenen, für den Sinn des Lebens blinden Optik des Experten und Technokraten zu setzen. Es geht nicht darum, die Utopie eines neuen „himmlischen Jerusalem“ wie in der Apokalypse den harten Notwendigkeiten unserer Zeit entgegenzustellen, sondern darum, eine „subjektive Stadt“ im Herzen dieser Notwendigkeiten zu errichten, indem wir die technologischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Ziele,

¹ Daniel Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, übers. von Wolfgang Krege und Elisabeth Vorspohl, 9. erw. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, 2007.

die internationalen Beziehungen (insbesondere zwischen Nord und Süd) und die großen massenmedialen Maschinen neu ausrichten. Wir müssen uns also von einem falschen Nomadismus lösen, der uns in Wirklichkeit in der Leere einer ausgebluteten Moderne zurücklässt, um die Fluchtlinien des Begehrens zu fassen zu bekommen, auf die uns die maschinische, kommunikative und ästhetische Deterritorialisierung vorbereitet. Die Bedingungen für die Entstehung eines existenziellen Nomadismus schaffen, der so intensiv ist wie jener der First Nations im präkolumbianischen Amerika oder der Aborigines in Australien, wenn wir uns die Triebfedern unserer Welt wieder aneignen.

Diese kollektive Neuausrichtung der menschlichen Tätigkeiten hängt zum großen Teil von der Entwicklung der städtischen Mentalitäten ab. Zukunftsforscher:innen sagen voraus, dass in den kommenden Jahrzehnten fast 80 % der Weltbevölkerung in urbanen Ballungsräumen leben werden. Hinzu kommt, dass die verbleibenden 20 % der „ländlichen“ Bevölkerung nicht weniger von der Wirtschaft und den Technologien der Städte abhängig sein werden. In der Tat wird sich die Unterscheidung zwischen Stadt und Natur grundlegend ändern, da „natürliche“ Territorien größtenteils von Tourismus- und Freizeitprogrammen, Zweitwohnsitzen, Naturschutzgebieten und telematisch entflochtenen Industrieaktivitäten abhängen. Was von der Natur übrig bleibt, sollte daher genauso gepflegt werden wie das Gewebe der Stadt. Ganz allgemein werden die Bedrohungen für die Biosphäre, der weltweite Bevölkerungsanstieg und die internationale Arbeitsteilung dazu führen, dass die städtische Öffentlichkeit ihre spezifischen Probleme vor dem Hintergrund einer planetarischen Ökologie betrachtet.

Aber ist diese hegemoniale Macht der Städte zwangsläufig gleichbedeutend mit einer Homogenisierung, Vereinheitlichung und Serialisierung der Subjektivität? Wie wird sie sich in Zukunft mit den Impulsen der Singularisierung und Reterritorialisierung vereinbaren lassen, die heute durch das Wiedererstarken von Nationalismus, Tribalismus und religiösem Fundamentalismus einen lediglich pathologischen Ausdruck finden?

Seit der Antike übten die großen Städte ihre Macht über das Hinterland, die barbarischen Völker und die nomadischen Stämme aus (im Römischen Reich diesseits und jenseits des *Limes*). In diesen Epochen blieben die Unterscheidungen zwischen städtischer Zivilisation und nicht-städtischer Welt jedoch in der Regel stark ausgeprägt und waren auf religiöse und politische Gegensätze zurückzuführen. Augustin Berque zum Beispiel analysiert sehr genau die Tendenz der traditionellen japanischen Stadtpolitik, sich sowohl vom „*tiefen Wald und seinen Schimären*“ als auch von jeglichen Abenteuern jenseits des Meeres fernzuhalten.² Doch die Zeiten haben sich geändert: Die Japaner:innen strahlen mit ihrer Wirtschaft und Kultur nicht nur in die ganze bewohnte Welt aus, sondern ihre Bergsteiger:innen sind auch bei weitem die zahlreichsten, die jedes Jahr den Himalaya besteigen!

Die Unterschiede zwischen den Städten werden immer geringer, während es ab dem 16. Jahrhundert zu einer regelrechten Vermehrung von Stadtmodellen kam, die mit dem Aufkommen von Urbanisierungsprozessen und kollektiven Einrichtungen (*équipements collectifs*) in großen nationalen kapitalistischen Einheiten einherging.

2 Augustin Berque, *Vivre l'espace au Japon*, Paris: PUF, 1989.

Fernand Braudel hat die Vielfalt der spanischen Städte untersucht: Granada und Madrid waren bürokratische Städte; Toledo, Burgos und Sevilla waren bürokratische Städte, aber auch Pensionärs- und Handwerksstädte; Córdoba und Segovia waren industriell und kapitalistisch, Cuenca industriell und handwerklich; Salamanca und Jerez waren landwirtschaftlich geprägt, Guadalajara kirchlich.³ Man könnte noch weitere Städte finden, die eher militärisch, „schafsmäßig“, ländlich, maritim sind oder als „Studienstädte“ erscheinen. Die einzige Möglichkeit, all diese unterschiedlichen Städte in einer einzigen kapitalistischen Gesamtheit zusammenzuhalten, besteht darin, sie als Bestandteile eines einzigen Netzes von kollektiven Einrichtungen zu betrachten.

Heutzutage wird dieses Netz aus materiellen und immateriellen Einrichtungen in noch viel größerem Maßstab geflochten. Und je mehr dieses Netz planetarisiert wird, desto mehr wird es „digitalisiert“, standardisiert und vereinheitlicht. Dieser Zustand ist das Ergebnis einer langen Wanderung von Stadtwelten (*villes-mondes*) – wie Fernand Braudel sie nannte –, denen nacheinander eine wirtschaftliche und kulturelle Vormachtstellung verliehen wurde: zum Beispiel Venedig Mitte des 14. Jahrhunderts, Antwerpen Mitte des 16. Jahrhunderts, Amsterdam Anfang des 18. Jahrhunderts, London ab dem Ende des 18. Jahrhunderts. Seiner Ansicht nach breiteten sich die kapitalistischen Märkte in konzentrischen Zonen aus, ausgehend von städtischen Zentren, die über die wirtschaftlichen Schlüssel verfügten, um den Großteil der Mehrwerte abzuschöpfen, während sie

³ Fernand Braudel, *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, übers. von Grete Osterwald und Günther Seib, 3 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.

an ihren Rändern gegen Null tendierten und die Preise infolge einer Lethargie des Handels einen Höchststand erreichten. Diese Situation der Konzentration der kapitalistischen Macht in einer einzigen Weltmetropole hat sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts grundlegend verändert. Seitdem gibt es kein lokalisiertes Zentrum mehr, sondern die Hegemonie eines „Archipels von Städten“ oder genauer gesagt von Unter-Gesamtheiten von Großstädten, die durch Telematik und Informatik miteinander verbunden sind. Die Stadtwelt der neuen Figur des Integrierten Weltweiten Kapitalismus⁴ hat sich also weitgehend deterritorialisiert, ihre verschiedenen Komponenten sind über ein multipolares urbanes Rhizom verstreut, das die gesamte Oberfläche des Planeten umschließt.

Diese weltweite Vernetzung der kapitalistischen Macht hat zwar ihre städtischen und kommunikativen Einrichtungen und die Mentalitäten ihrer Eliten homogenisiert, aber auch die Unterschiede zwischen den Lebensstandards in den einzelnen Wohngebieten verschärft. Ungleichheiten verlaufen nicht mehr zwangsläufig zwischen einem Zentrum und seiner Peripherie, sondern zwischen technologisch und informationstechnisch hochgerüsteten Stadtteilen und Gebieten mit mittelmäßigen Wohnverhältnissen für die Mittelschicht und manchmal katastrophalen Armutsgebieten. Man denke nur an die wenigen Dutzend Meter, die zwischen den reichen Vierteln Rio de Janeiros und den Favelas liegen, oder an die Nachbarschaft zwischen einer Hochburg der

4 [Die begriffliche Neuschöpfung von Guattari, *Capitalisme Mondial Intégré*, wurde an anderer Stelle als „Integrierter Weltkapitalismus“ übersetzt, vgl. Félix Guattari und Antonio Negri, *Neue Räume der Freiheit*, übers. von Alan Roth, Wien: transversal texts, 2015.]

internationalen Finanzwelt an der Spitze Mannhattans und den Armenvierteln in Harlem oder der South Bronx, ganz zu schweigen von den Zehntausenden von Obdachlosen auf den Straßen und in den öffentlichen Parks. Noch im 19. Jahrhundert war es üblich, dass Arme in den obersten Stockwerken von Wohnhäusern wohnten, während die anderen Stockwerke von reichen Familien bewohnt wurden. Im Gegenteil dazu hat sich die soziale Segregation mittlerweile zu einer Art Ghetto entwickelt, wie in Sanya im Herzen von Tokio, im Kamagasaki-Viertel in Osaka oder in den benachteiligten Vororten von Paris. Einige Länder der Dritten Welt sind sogar auf dem besten Weg, zu einer Entsprechung von Konzentrationslagern zu werden oder zumindest zu Hausarrestgebieten für eine Bevölkerung, der es verboten ist, ihre Grenzen zu verlassen. Aber selbst in den riesigen Slums der Dritten Welt finden die kapitalistischen Vorstellungen einen Weg, um über Fernseher, Geräte und Drogen einzudringen. Das Verzurren von Herr und Sklave, arm und reich, wohlhabend und unterentwickelt tendiert dazu, sich gemeinsam im sichtbaren städtischen Raum und in entfremdeten Macht- und Subjektivitätsformationen zu entwickeln. Die kapitalistische Deterritorialisierung der Stadt stellt daher nur ein Zwischenstadium dar: Sie wird auf der Grundlage einer Reterritorialisierung von Reich und Arm etabliert. Es geht also nicht darum, von einer Rückkehr zu den in sich geschlossenen Städten des Mittelalters zu träumen, sondern im Gegenteil um eine weitere Deterritorialisierung, die die Stadt in neue Werteuniversen einträgt und ihr als grundlegendes Ziel eine Produktion von Subjektivität verleiht, die nicht segregiert und dennoch resingularisiert ist, d.h. letztlich von der Hegemonie der allein auf Profit ausgerichteten

kapitalistischen Verwertung befreit wird. Das bedeutet nicht, dass alle Regulierungen durch Marktsysteme notwendigerweise aufgegeben werden sollten.

Es muss zugegeben werden, dass das Fortbestehen des Elends nicht einfach ein residualer Zustand ist, der von den reichen Gesellschaften mehr oder weniger passiv hingenommen wird. Die Armut ist vom kapitalistischen System „gewollt“, das sie als Hebel benutzt, um die kollektive Arbeitskraft einzusetzen. Die Einzelnen müssen sich den urbanen Disziplinierungen, den Anforderungen der Lohnarbeit oder den Kapitaleinkünften beugen. Sie müssen einen bestimmten Platz auf der sozialen Leiter einnehmen, ansonsten werden sie in den Abgrund der Armut, der Fürsorge und möglicherweise der Kriminalität stürzen. Die vom Kapitalismus regierte kollektive Subjektivität ist also durch ein Wertefeld polarisiert: reich/arm, Autonomie/Hilfe, Integration/Desintegration. Aber ist dieses hegemoniale Bewertungssystem das einzig denkbare? Ist es das unerlässliche Korrelat für jede Konsistenz des Soziums? Ist es nicht möglich, die Emanzipation anderer Wertschöpfungsarten (Werte der Solidarität, ästhetische Werte, ökologische Werte...) in Betracht zu ziehen? Die Ökosophie wird genau an einer solchen Neuausrichtung der Werte arbeiten. Andere Motivationen als die schreckliche Bedrohung des Elends müssen in der Lage sein, die Arbeitsteilung und das Engagement der Individuen in sozial anerkannten Tätigkeiten zu fördern. Eine solche ökosophische Neugründung der Praxis wird sich von den alltäglichsten, persönlichen, familiären und nachbarschaftlichen Ebenen bis hin zu den geopolitischen und ökologischen Herausforderungen des Planeten erstrecken. Sie wird die Trennung zwischen dem Zivilen und dem Öffentlichen, der Ethik und

der Politik in Frage stellen. Sie erfordert eine Neudefinition der kollektiven Gefüge der Äußerung, der Abstimmung und der Durchführung. Sie wird nicht nur dazu führen, das Leben zu „verändern“, wie es die Gegenkultur der 1960er Jahre wollte, sondern auch die Art und Weise, wie Stadtplanung, Bildung, Psychiatrie, Politik und internationale Beziehungen gestaltet werden. Das bedeutet, dass wir nicht zu „spontaneistischen“ Konzepten oder einer zu einfachen Selbstverwaltung zurückkehren werden. Es geht darum, eine komplexe Organisation der Gesellschaft und der Produktion mit einer mentalen Ökologie und neuartigen zwischenmenschlichen Beziehungen in Einklang zu bringen.

Vor diesem Hintergrund scheint die Zukunft der Urbanisierung von verschiedenen Aspekten mit oft widersprüchlichen Implikationen geprägt zu sein:

1. *einem zunehmenden Gigantismus*, der gleichbedeutend ist mit einer Verlängerung und Verschlingung der internen und externen Kommunikation und einem Anstieg der Umweltverschmutzung, die oft bereits unerträgliche Schwellenwerte erreicht;
2. *einer Verdichtung des Kommunikationsraums* (den Paul Virilio als „Dromosphäre“ bezeichnet),⁵ aufgrund der Beschleunigung der Transportgeschwindigkeiten und der Intensivierung der Mittel für die Telekommunikation;
3. *einer Verstärkung der globalen Ungleichheiten* zwischen den städtischen Gebieten der reichen Länder und denen der Länder der Dritten Welt sowie einer Verschärfung der Unterschiede innerhalb der Städte

⁵ Paul Virilio, *Geschwindigkeit und Politik. Ein Essay zur Dromologie*, übers. von Ronald Voullié, Berlin: Merve, 1980.

zwischen reichen und armen Vierteln, was die Probleme der Sicherheit von Personen und Gütern nur noch verschärfen wird; der Entstehung relativ unkontrollierter städtischer Gebiete am Rande der großen Metropolen;

4. *einer doppelten Bewegung:*

a. Festsetzung der Bevölkerung in den nationalen Räumen, verbunden mit einer verstärkten Kontrolle der illegalen Einwanderung an den Grenzen und Flughäfen und einer Politik zur Begrenzung der Einwanderung;

b. Tendenz zum urbanen Nomadismus:

– Alltagsnomadismus als Folge der Entfernungen zwischen Arbeitsplatz und Wohnung, die in Tokio durch die Spekulation mit Grund und Boden noch größer geworden sind;

– Arbeitsnomadismus, z. B. zwischen dem Elsass und Deutschland oder zwischen Los Angeles, San Diego und Mexiko;

– nomadischer Druck von Bevölkerungsgruppen aus der Dritten Welt und den östlichen Ländern in Richtung der reichen Länder.

Diese Bewegungen, die hier als nomadisch bezeichnet werden, werden in Zukunft immer schwerer zu kontrollieren sein und zu ethnischen Reibungen, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit führen;

5. *der Bildung von städtischen, „tribalisierten“ Unter-Gesamtheiten* oder genauer gesagt von Unter-Gesamtheiten, die auf eine oder mehrere Kategorien von Bevölkerungsgruppen ausländischer Herkunft ausgerichtet sind (z. B. in den USA die Viertel der Schwarzen, Chines:innen, Puerto-Ricaner:innen, Chicanos...).

Das Wachstum solcher Städte wie Mexiko City, einer Stadt, die in wenigen Jahren 40 Millionen Einwohner:innen haben wird und unter einer Rekordrate von Umweltverschmutzung und Überlastung leidet, scheint auf unüberwindbare Hindernisse zu stoßen. Andere, reiche Städte, z. B. in Japan, planen, enorme Mittel für die Umgestaltung ihrer Struktur aufzubringen. Die Antwort auf diese Probleme geht jedoch eindeutig über Städtebau und Wirtschaft hinaus und umfasst auch andere sozio-politische, ökologische und ethische Aspekte.

Die Städte sind zu riesigen Maschinen geworden – „Megamaschinen“, wie Lewis Mumford sagt –,⁶ die durch die kollektiven Einrichtungen (Bildung, Gesundheit, soziale, kulturelle Kontrolle usw.) und die Massenmedien individuelle und kollektive Subjektivität produzieren. Ihre Aspekte der materiellen Infrastruktur, der Kommunikation und der Dienstleistungen können nicht von den Funktionen getrennt werden, die man als *existenziell* bezeichnen kann. Sensibilität, Intelligenz, der Stil von Beziehungen und sogar unbewusste Fantasien werden durch diese Megamaschinen modelliert. Deswegen ist es so wichtig, dass zwischen Stadtplaner:innen, Architekt:innen und anderen Disziplinen der Sozial-, Geistes- und Umweltwissenschaften eine Transdisziplinarität hergestellt wird. Das Drama der Stadt, das sich am Horizont des ausgehenden Jahrtausends abzeichnet, ist nur ein Aspekt einer viel grundlegenderen Krise, die die Zukunft der menschlichen Spezies auf diesem Planeten in Frage stellt. Ohne eine radikale Neuausrichtung der Produktionsmittel und vor allem der Produktionsziele wird

⁶ Lewis Mumford, *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, übers. von Helmut Lindemann, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1963.

die gesamte Biosphäre aus dem Gleichgewicht geraten und sich in einen Zustand der völligen Unvereinbarkeit mit dem menschlichen Leben sowie, ganz allgemein, mit jeder Form von tierischem und pflanzlichem Leben entwickeln. Diese Neuorientierung erfordert dringend eine Umorientierung der Industrialisierung, insbesondere der chemischen Industrie und der Energieunternehmen, eine Einschränkung des Autoverkehrs oder die Erfindung umweltfreundlicher Transportmittel, einen Stopp der großen Abholzungen usw. In Wahrheit wird der ganze Geist des ökonomischen Wettbewerbs zwischen Individuen, Unternehmen und Nationen in Frage gestellt werden müssen.

Das derzeitige Umweltbewusstsein erfasst noch immer nur eine Minderheit der Öffentlichkeit, obwohl die Massenmedien in dem Maße, in dem die Risiken deutlicher werden, auch ein wachsendes Bewusstsein für diese Fragen entwickelt haben. Von einem funktionierenden kollektiven Willen, der die Probleme in Angriff nimmt und die herrschenden Machtinstanzen in Politik und Wirtschaft mitreißt, sind wir jedoch noch weit entfernt. Es gibt allerdings eine Art Wettrennen zwischen dem menschlichen Kollektivbewusstsein, dem Überlebensinstinkt der Menschheit und einem Horizont der Katastrophe und des Endes der menschlichen Welt in einigen Jahrzehnten! Diese Perspektive lässt unsere Zeit sehr beunruhigend werden, aber auch spannend, da ethisch-politische Faktoren eine Bedeutung erlangen, die sie in der Geschichte noch nie zuvor hatten.

Es muss betont werden, dass sich das künftige ökologische Bewusstsein nicht nur mit Umweltfaktoren wie der Luftverschmutzung, den absehbaren Folgen der globalen Erwärmung und dem Aussterben vieler Lebewesen

befassen muss, sondern auch mit Umweltzerstörungen im sozialen und mentalen Bereich. Ohne eine Veränderung der Mentalität und der kollektiven Gewohnheiten wird es nur „Aufholmaßnahmen“ geben, die sich auf die materielle Umwelt beziehen.

Die Länder des Südens sind aufgrund des absurden Systems, das derzeit den internationalen Handel beherrscht, die Hauptopfer dieser Verwüstungen. Die Bewältigung des katastrophalen Bevölkerungswachstums, das die meisten von ihnen erleben, hängt zum Beispiel zu einem großen Teil davon ab, dass sie sich aus der wirtschaftlichen Stagnation befreien und eine harmonische Entwicklung fördern, die an die Stelle von blindem, ausschließlich auf Profit ausgerichtetem Wachstum tritt. Auf lange Sicht haben die reichen Länder von einer solchen Politik nichts zu gewinnen, aber wie sollen sie sich des Abgrunds bewusst werden, in den sie von ihren Anführer:innen getrieben werden? Die Angst vor der Katastrophe und das Schreckgespenst des Weltuntergangs sind in dieser Hinsicht nicht unbedingt die besten Ratgeber. Die Tatsache, dass die Massen in Deutschland, Italien und Japan sich vor fünfzig Jahren für die selbstmörderische Ideologie des Faschismus begeisterten, hat uns nur allzu deutlich vor Augen geführt, dass eine Katastrophe in einer Art kollektivem Todestaumel eine weitere Katastrophe nach sich ziehen kann.

Es ist daher von größter Wichtigkeit, dass eine neue progressive Achse, die sich um die positiven Werte der Ökosophie ausbildet, es als eine ihrer Prioritäten begreift, das moralische Elend, den Sinnverlust zu beheben, der sich immer stärker in der Subjektivität der entwurzelten, nicht abgesicherten Bevölkerungsgruppen innerhalb der kapitalistischen Zitadellen verbreitet.

Hier müsste man das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit und der existenziellen Leere beschreiben, das sich in den europäischen Ländern und den USA breit macht. Millionen von Arbeitslosen, Millionen von Sozialhilfeempfänger:innen führen ein verzweifelteres Leben inmitten von Gesellschaften, deren einziges Ziel die Produktion von standardisierten materiellen oder kulturellen Gütern ist, die keine Entfaltung und Entwicklung der menschlichen Potenziale zulassen. Man kann sich heute nicht mehr damit begnügen, die Stadt in Bezug auf ihre Räumlichkeit zu definieren. Das Phänomen Stadt hat sein Wesen verändert. Es ist nicht länger nur ein Problem unter vielen, sondern das Problem Nummer Eins, das Problem, an dem sich wirtschaftliche, soziale, ökologische und kulturelle Herausforderungen kreuzen. Die Stadt bestimmt das Schicksal der Menschheit, ihren Aufstieg und ihre Segregation, die Bildung ihrer Eliten, die Zukunft der sozialen Innovation, der Kreativität in allen Bereichen. Allzu oft hat man den globalen Aspekt dieser Problemstellungen verkannt. Die Politiker:innen neigen dazu, diese Fragen den Spezialist:innen zu überlassen. Dennoch können wir eine gewisse Tendenz der Entwicklung erkennen. In Frankreich findet unter dem Druck von Umweltschützer:innen sowohl auf dem rechten als auch auf dem linken Spektrum eine Art Neuausrichtung des politischen Lebens auf die lokale, städtische Ebene statt. Die Debatten im Parlament treten gegenüber den Herausforderungen, die in den Großstädten und Regionen bestehen, in den Hintergrund. Unter den Abgeordneten und Bürgermeister:innen Frankreichs gibt es sogar latente Ansätze zu einem Aufstand gegen die in der Hauptstadt konzentrierten politischen Stäbe. Aber auch hierbei handelt

es sich nur um eine zaghafte Tendenz, die das gesamte politische Leben später noch viel stärker verändern könnte.

Eine wichtige Triebkraft für zukünftige Transformationen des Urbanen wird auch in der Erfindung neuer Technologien liegen, vor allem an der Schnittstelle zwischen dem Audiovisuellem, der Informatik und der Telematik. Im Folgenden sei kurz dargestellt, was in naher Zukunft zu erwarten ist:

- die Möglichkeit, zu Hause vielfältigste Aufgaben über Fernverbindungen zusammen mit unterschiedlichen Personen zu erledigen;
- die Entwicklung der Videotelefonie in Verbindung mit der Synthese menschlicher Stimmen, die die Nutzung von Telediensten und Datenbanken, welche Bibliotheken, Archive und Nachrichtendienste ablösen werden, erheblich vereinfachen wird;
- die Verallgemeinerung der Fernsehverbreitung durch Kabel oder Telefon, was den Zugang zu einer großen Anzahl von Programmen in den Bereichen Freizeit, Bildung, Ausbildung, Nachrichten, Einkäufen zu Hause schaffen wird;
- sofortige Kontaktaufnahme mit Menschen, die irgendwo auf der Welt unterwegs sind;
- neue, umweltfreundliche Transportmittel, die den öffentlichen Verkehr mit den Vorteilen des Individualverkehrs kombinieren (integrierte Konvois aus Individualverkehr, Hochgeschwindigkeitsförderbänder, kleine, programmierte Fahrzeuge, die an besonderen Standorten fahren);
- eine klare Trennung zwischen den Ebenen und Standorten, die dem Autoverkehr und denen, die dem Fußgängerverkehr zugeordnet sind;

– neue Mittel zum Transport von Waren (pneumatische Röhren, programmierte Förderbänder, die z. B. die Lieferung an die Haustür ermöglichen).⁷

Was zukünftige Gebäude betrifft, so werden neue Materialien ein immer gewagteres Design ermöglichen, eine größere architektonische und städtebauliche Kühnheit, die untrennbar mit dem Kampf gegen Umweltverschmutzung und Schadstoffe verbunden ist (Wasseraufbereitung, biologisch abbaubare Abfälle, Verschwinden von giftigen Bestandteilen in Lebensmitteln, Reinigungsmitteln usw.).

Zählen wir nun die Faktoren auf, die dazu führen werden, dass die Stadt als Mittel zur Produktion von Subjektivität durch neue ökosophische Praktiken immer mehr in den Mittelpunkt gerückt wird:

1. Die Revolutionen in den Bereichen Informatik, Robotik, Telematik und Biotechnologie werden zu einem exponentiellen Wachstum aller Formen der Produktion von materiellen und immateriellen Gütern führen. Diese Produktion wird jedoch ohne die Schaffung eines neuen Beschäftigungsumfangs erfolgen, wie das Buch von Jacques Robin, *Changer d'ère*, hervorragend aufzeigt.⁸ Unter diesen Bedingungen wird eine immer größere Menge an verfügbarer Zeit und ungebundener Tätigkeit freigesetzt werden. Aber wofür? Für unbedeutende „kleine Jobs“, wie es sich die französischen Behörden vorgestellt haben? Oder um neue soziale Beziehungen der Solidarität, der gegenseitigen Hilfe, des nachbarschaftlichen Zusammenlebens, neue Aktivitäten zum Schutz der Umwelt

⁷ Joël de Rosnay, *Les Rendez-vous du futur*, Paris: Fayard, 1991.

⁸ Jacques Robin, *Changer d'ère*, Paris: Seuil, 1989.

und eine neue Auffassung von Kultur zu entwickeln: weniger passiv vor dem Fernseher, kreativer...

2. Dieser erste Faktor wird durch die Folgen des sehr starken Bevölkerungswachstums verstärkt, das weltweit über mehrere Jahrzehnte hinweg vor allem in den armen Ländern anhalten wird und auf planetarischer Ebene den Widerspruch zwischen den Ländern, in denen wirtschaftlich und kulturell „etwas passiert“, und den Ländern der Leere, der Trostlosigkeit und der passiven Fürsorge noch verschärfen wird. Auch hier wird sich die Frage nach dem Wiederaufbau von Formen der Sozialität, die durch Kapitalismus, Kolonialismus und Imperialismus zerstört worden sind, in aller Schärfe stellen. Eine herausragende Rolle werden dabei erneuerte Formen der Zusammenarbeit spielen.

3. Im Gegensatz dazu ist in den entwickelten Ländern (Nordamerika, Europa, Australien usw.) ein ausgeprägter Bevölkerungsrückgang zu beobachten. In Frankreich zum Beispiel ist die Fertilitätsrate der Frauen seit 1950 um 30 % gesunken. Dieser demografische Knick ereignet sich parallel zu einer regelrechten Zersetzung der traditionellen Familienstrukturen (Rückgang der Eheschließungen, Zunahme des Zusammenlebens ohne Trauschein, Zunahme der Scheidungen, allmähliches Verschwinden der familiären Solidaritätsbeziehungen über die elterliche Zelle hinaus usw.). Diese Isolation von Einzelpersonen und von Kernfamilien wurde keineswegs durch die Schaffung neuer sozialer Beziehungen kompensiert. Das nachbarschaftliche Leben, das Dasein von Vereinen, Gewerkschaften und Religionsgemeinschaften stagniert und nimmt im Allgemeinen ab, was, wenn man das so sagen darf, durch einen passiven und infantilisierenden Konsum

der Massenmedien kompensiert wird. Was von der Familie übrig geblieben ist, ist zu einem oft regressiven und konflikträchtigen Zufluchtsort geworden. Der „neue Individualismus“, der sich in den entwickelten Gesellschaften bis in die Familie hinein durchgesetzt hat, ist nicht gleichbedeutend mit sozialer Befreiung. In diesem Register werden Architekt:innen, Stadtplaner:innen, Soziolog:innen und Psycholog:innen darüber nachdenken müssen, wie eine Resozialisierung der Individuen, eine Neuerfindung des sozialen Gewebes aussehen könnte, wobei davon auszugehen ist, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach kein Rückschreiten zu einer Neubildung der alten Familienstrukturen, der alten korporativen Beziehungen usw. geben wird.⁹

4. Die Entwicklung der Informations- und Steuerungstechnologien wird dazu führen, dass die hierarchischen Beziehungen zwischen den Städten und zwischen den Vierteln innerhalb einer Stadt anders betrachtet werden. Derzeit konzentrieren sich beispielsweise in Paris über 80 % der Geschäftsführungen von mittleren und großen Unternehmen, deren Niederlassungen sich in allen Teilen Frankreichs befinden, während die zweitgrößte Stadt Frankreichs, Lyon, weniger als 3 % der Entscheidungsgewalt innehat und keine andere Stadt 2 % erreicht. Durch telematische Übertragungen sollte es möglich sein, diesen missbräuchlichen Zentralismus zu verändern. Ebenso ist es denkbar, dass in allen Bereichen des demokratischen Lebens, insbesondere auf lokaler Ebene, neue Formen der telematischen Abstimmung möglich werden.

⁹ Louis Roussel, „Avenir de la famille“, *La recherche* 20/214 (1989): 1248–1253.

5. In den Bereichen Kultur und Bildung könnte der Zugang zu einer Vielzahl von Kabelkanälen, Datenbanken, Filmarchiven usw. weitreichende Möglichkeiten eröffnen, insbesondere im Bereich der institutionellen Kreativität.

Aber jede dieser neuen Perspektiven wird nur dann einen Sinn ergeben, wenn sie sich nach Maßgabe eines echten sozialen Experiments entfaltet, das zu einer kollektiven Wiederaneignung und Bewertung führt und die individuelle und kollektive Subjektivität bereichert, anstatt – wie es bei den heutigen Medien leider allzu oft der Fall ist – in Richtung eines Reduktionismus, eines Serialismus und einer allgemeinen Verarmung der subjektiven Stadt zu arbeiten. Ich schlage vor, dass bei der Ausarbeitung von Plänen für neue Städte, für die Renovierung von Altbauvierteln oder die Umnutzung von „Industriebrachen“ umfangreiche Verträge über soziale Forschung und Experimente abgeschlossen werden, und zwar nicht nur mit Sozialwissenschaftler:innen, sondern auch mit einer Reihe der künftigen Bewohner:innen dieser Bauten, um zu untersuchen, wie sich neue Formen des häuslichen Lebens, der Nachbarschaft, der Bildung, der Kultur, des Sports, der Betreuung von Kindern, älteren Menschen, Kranken usw. herausbilden können.

Tatsächlich sind die Mittel zur Veränderung des Lebens sowie zur Schaffung eines neuen Stils von Tätigkeit und neuer sozialer Werte in greifbarer Nähe. Es fehlt nur der Wunsch und der politische Wille, solche Veränderungen vorzunehmen. Diese neuen Praktiken betreffen die Art und Weise, wie die durch den modernen Maschinerismus freigewordene Zeit genutzt wird: neue Wege, um die Beziehungen zu Kindern, Frauen, älteren Menschen, kulturübergreifenden Beziehungen usw. zu gestalten.

Die Voraussetzung für solche Veränderungen ist das Bewusstsein, dass es möglich und notwendig ist, den gegenwärtigen Zustand zu ändern, und dass es keine größere Dringlichkeit gibt. Nur in einem Klima der Freiheit und des Wettbewerbs können neue Wege des Wohnens experimentell erprobt werden, und nicht durch technokratische Gesetze und Anweisungen. Eine solche Neugestaltung des städtischen Lebens setzt voraus, dass die globale Arbeitsteilung tiefgreifend verändert wird und dass insbesondere viele Länder der Dritten Welt nicht mehr als Ghettos für Sozialhilfeempfänger:innen behandelt werden. Außerdem ist es notwendig, dass die alten internationalen Gegensätze verblassen und eine allgemeine Abrüstungspolitik entsteht, die es ermöglicht, beträchtliche Mittel auf die Erprobung eines neuen Städtebaus zu übertragen.

Insbesondere möchte ich auf dem Punkt der Frauenemanzipation bestehen. Die Neuerfindung einer sozialen Demokratie hängt zum großen Teil davon ab, dass Frauen in die Lage versetzt werden, auf allen Ebenen der Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen. Die Verschärfung der psychologischen und sozialen Disparität zwischen Männern und Frauen durch die Erziehung und die Medien, durch die der Mann in ein Wertesystem des Wettbewerbs und die Frau in eine Position der Passivität versetzt wird, führt zu einer gewissen Verkennung der Beziehung zum Raum als einem möglichen Ort des existenziellen Wohlbefindens. Eine „neue Sanftheit“, ein neues Hören auf die anderen in ihrer Alterität und Singularität muss auch hier erfunden werden... Müssen wir auf globale politische Veränderungen warten, bevor wir solche „molekularen Revolutionen“ in Angriff nehmen, die dazu beitragen sollen, die Mentalitäten zu verändern?

Wir stehen hier vor einem doppelten Kreislauf: Einerseits können sich die Gesellschaft, die Politik und die Wirtschaft nicht ohne eine Veränderung der Mentalitäten entwickeln, andererseits können sich die Mentalitäten aber nur dann wirklich verändern, wenn die globale Gesellschaft einer Transformationsbewegung folgt. Die von uns befürworteten groß angelegten sozialen Experimente werden einen der Wege aus diesem Widerspruch darstellen. Einige erfolgreiche Experimente mit neuen Lebensräumen können weitreichende Folgen haben, wenn es darum geht, einen allgemeinen Willen zur Veränderung anzuregen. (Im Bereich der Pädagogik zeigte sich dies beispielsweise mit dem „initiativen“ Experiment von Célestin Freinet, der den Raum des Schulklassenzimmers völlig neu erfand). Das urbane Objekt ist seinem Wesen nach überaus komplex und muss mit geeigneten Methoden angegangen werden. Soziale Experimente zielen auf besondere Arten von „seltsamen Attraktoren“ chaotischer Prozesse ab, die mit denen in der Physik vergleichbar sind.¹⁰ Aus dem gegenwärtigen Chaos in unseren Städten kann eine „mutierte“ objektive Ordnung ebenso entstehen wie eine neue Poesie, eine neue Lebenskunst. Diese „*Logik des Chaos*“ erfordert, dass wir die Situationen in ihrer Singularität so weit wie möglich berücksichtigen. Es geht darum, in Prozesse der Re-Singularisierung und der Irreversibilisierung der Zeit einzutreten.¹¹ Außerdem geht es darum, nicht nur in der Realität zu bauen, sondern auch im Möglichen,

10 James Gleick, *Chaos – die Ordnung des Universums. Vorstoß in die Grenzbereiche der modernen Physik*, übers. von Peter Prange, München: Droemer Knaur, 1988.

11 Ilya Prigogine und Isabelle Stengers, *Das Paradox der Zeit*, übers. von Friedrich Griesse, München: Piper, 1993.

in Abhängigkeit von den Verzweigungen, die es einleiten kann; zu bauen, indem man den virtuellen Mutationen eine Chance gibt, die die kommenden Generationen dazu bringen werden, anders zu leben, zu fühlen und zu denken als heute, angesichts der immensen Veränderungen, insbesondere technologischer Art, die unsere Zeit durchläuft. Idealerweise sollte die Planung der bebauten Räume aufgrund der institutionellen und funktionellen Veränderungen, die die Zukunft für sie bereithält, geändert werden.

In dieser Hinsicht könnte eine ökosophische Umgestaltung der architektonischen und städtebaulichen Praktiken ganz entscheidend werden. Das modernistische Ziel bestand lange Zeit darin, ein Standardhabitat zu schaffen, das auf angeblich ein für alle Mal festgelegten „Grundbedürfnissen“ basiert. Ich denke hier an das Dogma der so genannten „Charta von Athen“ aus dem Jahr 1933, die eine Zusammenfassung der Arbeiten des *Congrès international d'architecture moderne* (CIAM) darstellte. Zehn Jahre später erstellte Le Corbusier eine kommentierte Version, die dann zum theoretischen Credo mehrerer Generationen von Stadtplaner:innen wurde. Diese Perspektive eines universalistischen Modernismus ist endgültig vorbei. Die polysemischen und polyphonen Künstler:innen, zu denen Architekt:innen und Stadtplaner:innen werden müssen, arbeiten mit einem menschlichen und sozialen Material, das nicht universell ist, mit individuellen und kollektiven Projekten, die sich immer schneller entwickeln. Die Singularität dieser Projekte, auch ihre ästhetische Singularität, muss durch eine echte Maieutik ans Licht gebracht werden, welche insbesondere Verfahren der institutionellen Analyse und der Erkundung unbewusster subjektiver Formationen

beinhaltet. Unter diesen Bedingungen müssen das architektonische Design und die städtebauliche Planung in ihrer Dynamik und in ihrer Dialektik betrachtet werden, denn sie sind dazu berufen, zu mehrdimensionalen Kartografien der Produktion von Subjektivität zu werden. Die kollektiven Bestrebungen ändern sich, und sie werden sich zukünftig immer schneller ändern. Die Qualität der Produktion dieser neuen Subjektivität sollte zum obersten Ziel der menschlichen Tätigkeiten werden. Aus diesem Grund müssen geeignete Technologien in ihren Dienst gestellt werden. Eine solche Neuausrichtung ist also nicht nur eine Angelegenheit für Spezialist:innen, sondern erfordert die Mobilisierung aller Komponenten der subjektiven Stadt.

Der wilde Nomadismus der zeitgenössischen Deteritorialisierung erfordert eine „transversale“ Erfassung der entstehenden Subjektivität, eine Erfassung, die sich bemüht, Punkte der Singularität (z. B. eine besondere Konfiguration des Geländes oder der Umgebung), spezifische existenzielle Dimensionen (z. B. der Raum aus der Sicht von Kindern oder körperlich Behinderten oder psychisch Kranken), virtuelle funktionale Veränderungen (z. B. pädagogische Innovationen) zu verbinden, wobei gleichzeitig ein Stil und eine Inspiration zum Ausdruck kommen, die auf den ersten Blick die individuelle oder kollektive Handschrift einer Schöpfer:in erkennen lassen. Die architektonische und städtebauliche Komplexität wird ihren dialektischen Ausdruck künftig in computergestützten Zeichen- und Planungstechnologien finden, die sich nicht in sich selbst verschließen, sondern sich mit dem gesamten Äußerungsgefüge, auf das sie abzielen, verknüpfen. Das Gebäude und die Stadt sind Typen von Objekten, die subjektive Funktionen

von partieller „Objektivität-Subjektivität“ tragen. Diese Funktionen der partiellen Subjektivierung, die uns der städtische Raum vor Augen führt, dürfen nicht den Unwägbarkeiten des Immobilienmarktes, technokratischen Planungen und dem durchschnittlichen Geschmack der Verbraucher:innen überlassen werden.

Alle diese Faktoren sind zu berücksichtigen, aber sie müssen relativ bleiben, durch die Interventionen der Architekt:in und der Stadtplaner:in erarbeitet und „interpretiert“ werden, so wie eine Dirigent:in die musikalischen Phylen ständig neu zum Leben erweckt. Diese partielle Subjektivierung wird zum Teil dazu neigen, sich an die Vergangenheit, an kulturelle Reminiszenzen und an beruhigende Redundanzen zu klammern, zum anderen Teil wird sie aber auch auf Überraschungen und Neuerungen in ihren Sichtweisen warten, selbst wenn diese etwas destabilisierend sein können. Solche Bruchstellen, solche Brennpunkte der Singularisierung können nicht durch die üblichen konsensualen und demokratischen Verfahren bewältigt werden. Es geht darum, eine Übertragung der Singularität zwischen der raum-schaffenden Künstler:in und der kollektiven Subjektivität vorzunehmen. So werden Architekt:innen und Stadtplaner:innen zwischen dem chaotischen Nomadismus der unkontrollierten oder nur von technokratischen und finanziellen Instanzen regulierten Urbanisierung auf der einen Seite und ihrem eigenen ökosophischen Nomadismus, der sich in diagrammatischer Projekthaftigkeit manifestiert, auf der anderen Seite stehen.

Diese Interaktion zwischen individueller Kreativität und den zahlreichen materiellen und sozialen Zwängen unterliegt jedoch einer Sanktionierung von Wahrhaftigkeit: Es gibt eine Schwellenüberschreitung, ab der das

architektonische und städtebauliche Objekt seine eigene Konsistenz als subjektive Äußerung erlangt: Es beginnt zu leben oder es bleibt tot!

Die Position von Architekt:innen und Stadtplaner:innen ist äußerst komplex, aber spannend, wenn sie ihre ästhetische, ethische und politische Verantwortung berücksichtigen. Eingebettet in den Konsens der demokratischen Stadt, ist es ihre Aufgabe, durch Zeichnung (*dessin*) und Planung (*dessein*) die entscheidenden Weichenstellungen für das Schicksal (*destin*) der subjektiven Stadt zu steuern. Entweder wird die Menschheit mit ihrer Hilfe ihre urbane Zukunft neu erfinden, oder sie wird dazu verurteilt sein, unter der Last ihrer eigenen Unbeweglichkeit zugrunde zu gehen, die sie heute angesichts der außergewöhnlichen Herausforderungen, mit denen die Geschichte sie konfrontiert, hilflos zu machen droht.

Posthum veröffentlichter Text vom Mai 1992.

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen als „Pratiques écosophiques et restauration de la Cité subjective“, *Chimères* 17 (1992): 95–115. Mit freundlicher Erlaubnis von Emmanuelle, Bruno und Stephen Guattari, sowie von Éditions Lignes.

Wieder abgedruckt in Eduardo Portella (Hrsg.), *Un autre partage. Homme, ville, nature*, Toulouse: Erès, 1993, S. 103–118; sowie in Félix Guattari, *Qu'est-ce que l'écosophie?*, hrsg. von Stéphane Nadaud, Fécamp: Éditions Lignes, 2018, S. 31–58. Gekürzte Versionen erschienen in *Le Nouvel Observateur* und erneut in *Chimères*, eine darüber hinaus modifizierte Version erschien gemeinsam mit „Space and Corporeity“ unter dem Titel „Drawing, Cities, Nomads“, in Hraztan Zeitlian (Hrsg.), *Architecture*, New York: Semiotext(e), 1992, 118G1–125G8.

Ebenso wie der unten abgedruckte Text „Raum und Körperlichkeit“ (S. 135–150) findet sich dieser Text im Gegensatz zur Originalausgabe am Ende der brasilianische Ausgabe seines letzten Buchs *Caosmose*. Félix Guattari, „Restauração da Cidade Subjetiva“, in *Caosmose. Un novo paradigma estético*, übers. von Ana Lúcia de Oliveira und Lúcia Cláudia Leão, São Paulo: editora 34, 2006, S. 169–179.

Die Äußerung in der Architektur

Über Jahrtausende haben die Menschen, vielleicht nach dem Vorbild von Schalentieren oder Termiten, die Gewohnheit angenommen, sich mit allen Sorten von Panzern zu umgeben. Die Gebäude, die Kleidung, die Autos, die Bilder und Botschaften, die sie ständig absondern, kleben an ihrer Haut, hängen mindestens so sehr wie die Knochen ihres Skeletts am Fleisch ihres Daseins. Nichtsdestotrotz gibt es einen bedeutenden Unterschied zwischen Menschen, Schalentieren und Termiten: Bei den letztgenannten Arten wurden bisher keine Innungen von Architekt:innen, Schneider:innen oder Medienexpert:innen gesichtet. Wie dem auch sei, feststellen lässt sich, dass wir die Konturierung sozialer Gefüge über einen sehr langen historischen Zeitraum hinweg einem ökolithischen Ausdruck – der Art Errichtung von Zikkurats, Zerstörung der Bastille oder Erstürmung des Winterpalais – zu verdanken haben. In letzter Zeit ist aber nicht nur der Stein hinter Stahl, Beton und Glas zurückgetreten, sondern es sind vor allem die Geschwindigkeit der Kommunikation und die Beherrschung von Informationen, die die Machtverhältnisse bestimmen. Angesichts solcher Umstände wissen die Architekt:innen nicht mehr recht, welchem Gott sie huldigen sollen! Was würde es heute beispielsweise in einer Stadt wie Mexiko-City, die ungebremsst auf ihre 40 Millionen Einwohner:innen zusteuert, nützen, sich auf Le Corbusier zu berufen? Selbst der Baron Haussmann könnte da nichts mehr ausrichten! Politiker:innen, Technokrat:innen und Ingenieur:innen verwalten heutzutage solche Dinge, indem sie so wenig wie möglich auf die

Schöpfer:innen einer Kunst zurückgreifen, die Hegel gleichwohl an die Spitze aller anderen Künste gestellt hatte. Zwar besetzen die Architekt:innen auch weiterhin eine kleine Nische im Bereich prunkvollen Bauens. Doch in dieser sind die Plätze bekanntlich teuer und, sofern man als postmoderner Dandy bei den unausweichlich damit verbundenen politischen und finanziellen Machenschaften nicht mitmacht, die wenigen Auserwählten in der Regel zu einem schleichenden Verfall ihrer kreativen Talente verurteilt. So bleiben nur die Wege reiner Theorie,¹ der Utopie² oder der nostalgischen Rückbesinnung auf die Vergangenheit.³ Oder auch des kritischen Protests, obwohl die Zeiten dafür nicht gerade günstig zu sein scheinen.

Der Gegenstand der Architektur ist in tausend Teile zersprungen. Es ist sinnlos, sich an das zu klammern, was er einmal war oder sein sollte! Im Schnittpunkt von wichtigen politischen Fragen, demografischen und ethnischen Spannungen, wirtschaftlichen, sozialen und regionalen Konflikten, die mitnichten gelöst sind, und getrieben durch den fortwährenden technologischen und industriellen Wandel ist er unwiderruflich dazu verurteilt, hin und her gerissen und innerlich zerrissen zu sein. Dies bedeutet jedoch nicht, dass

1 Léon Krier etwa ist der Ansicht, dass angesichts des „Holocausts, der in unseren Städten wütet [...], ein verantwortungsbewusster Architekt heutzutage nicht mehr bauen kann“. *Babylone* 1 (1983): 132.

2 Zum Beispiel das Werk von Daniel Libeskind oder auch die Landschaftsgebilde von Vittorio Gregotti, etwa sein Projekt für Sozialwohnungen in Cefalu, das nur wenig Chancen besitzt, jemals real umgesetzt zu werden.

3 Siehe in diesem Punkt die interessanten Positionen von Henri Gaudin zur regionalen Architektur in *La cabane et le labyrinthe*, Brüssel: Éditions Pierre Mardaga, 1984.

man sich mit allem zufrieden zu geben hat, denn es könnte im Gegenteil eine Verschärfung der ethisch-politischen Entscheidungen erforderlich sein, die der Ausübung dieses Berufs schon immer zugrunde lagen. Fortan ist es unmöglich, sich guten Glaubens hinter der Kunst um der Kunst willen oder der reinen Wissenschaft zu verschanzen.⁴ Die Architektur neu zu erfinden kann nicht mehr bedeuten, einen Stil, eine Schule oder eine Theorie mit hegemonialem Anspruch anzustoßen, sondern unter den heutigen Bedingungen die architektonische Äußerung und in gewissem Sinn auch den Beruf der Architekt:in neu zu gestalten.

Sobald die Architekt:in nicht mehr nur das Ziel verfolgt, eine Bildhauer:in gebauter Formen zu sein, sondern für sich in Anspruch nimmt, auch virtuelle Wünsche nach Raum, Orten, Wegen und Territorium zu enthüllen, muss sie die individuellen und kollektiven Beziehungen körperlichen Daseins analysieren, indem sie seine Herangehensweise permanent singularisiert, und überdies zu einer Vermittler:in zwischen diesen sich selbst durchsichtigen Wünschen und den Interessen, denen sie entgegenstehen, oder, anders gesagt, zu einer Künstler:in und einer Handwerker:in der sinnlich-konkreten und auf die Welt bezogenen Erfahrung avancieren. Ich verfolge wohlgerne nicht die Absicht, sie auf eine psychoanalytische Couch zu verfrachten, um sie dazu zu bringen, eine solche Neufassung ihrer Rolle gutzuheißen! Ich bin vielmehr der Ansicht, dass sie selbst in der Lage ist, bestimmte spezifische Funktionen von Subjektivierung

⁴ Ich verweise hier auf die fesselnden Untersuchungen von Christian Girard in *Architecture et concepts nomades. Traité d'interdiscipline*, Brüssel: Éditions Pierre Mardaga, 1986.

zu analysieren.⁵ In dieser Eigenschaft und zusammen mit zahlreichen sozialen und kulturellen Akteur:innen könnte sie ein wesentliches Bindeglied innerhalb von mehrpoligen Äußerungsgefügen darstellen, die heutige Subjektivitätsproduktionen in analytischer und pragmatischer Weise zu unterstützen vermögen. Folglich sind wir hier weit davon entfernt, sie nur als bloße kritische Beobachter:in zu verstehen!

Wird der Akzent so vom Objekt zum Projekt hin verschoben, und zwar unabhängig davon, wie dessen semiotischer Ausdruck und dessen semantische Inhalte aussehen, erfordert ein architektonisches Werk eine spezifische Ausarbeitung seiner Äußerungs-„Materie“: Wie kann man heutzutage Architekt:in sein? In welcher Form soll man aktiv werden und mit welchen Mitteln arbeiten? Welches Gewicht haben Bauherren, Ingenieur:innen, Stadtplaner:innen, aktuelle und potenzielle Nutzer:innen? Inwieweit ist es zulässig, dass man mit verschiedenen Parteien Kompromisse eingeht? Hier ist eine hochentwickelte Übertragungsökonomie am Werk, die ich im Folgenden unter dem Gesichtspunkt der beiden Festigkeitsmodalitäten der Äußerung eines *Begriffs* in der Architektur betrachte:

- die polyphone Modalität, die auf der Ebene des *Perzepts* spielt und der Entfaltung jener Komponenten innewohnt, die zu ihrer diskursiven Existenznahme beitragen;

⁵ Was die bisweilen entscheidende Position der Stadtplaner:in und der Architekt:in bei der Modellierung psychiatrischer Institutionen angeht, siehe die Sondernummer der Zeitschrift *Recherches* zum Thema „Stadtplanung, Architektur und Psychiatrie“, Juni 1967. [Guattaris Einführung zu dieser Sondernummer findet sich im vorliegenden Band auf S. 93–108; Anm. d. Hrsg.].

- die ethisch-ästhetische Modalität, die auf der Ebene des *Affekts* angesiedelt ist und ihrer nichtdiskursiven „Seinsnahme“ innewohnt.

Die polyphonen Komponenten

Unter der Kategorie des Maßstabs hat Philippe Boudon zwanzig Formen unterschieden, anhand deren das Objekt der Architektur, das sich im Wesentlichen auf die Kategorie des Raums bezieht, betrachtet werden kann:

- jene, die den realen Raum auf diesen selbst beziehen (Maßstab, geografische Sichtbarkeit, Nachbarschaft und Parzellierung);
- jene, die den architektonischen Raum auf einen äußeren Bezugspunkt beziehen (symbolischer, formaler, funktionaler, der Ausdehnung entsprechender, dimensionaler, soziokultureller, modellhafter und ökonomischer Maßstab);
- jene, die den architektonischen Raum auf seine Darstellung beziehen (geometrische, kartografische und darstellende Maßstäbe);
- schließlich die des architektonischen Prozesses, sofern er ständig zwischen verschiedenen Räumen hin- und herwechselt („maßstabsgerecht“; „Maßstabsangleichung“ usw.).⁶

Es ließen sich zweifellos noch weitere derartige Komponenten anführen. Doch wenn wir die Perspektive der Äußerung und nicht mehr die einer einfachen taxinomischen Aufzählung von Verräumlichungsmodi einnehmen wollen,

⁶ Philippe Boudon, *La ville de Richelieu. Étude de la notion d'échelle en architecture*, Paris: AREA, 1972; ders., *Architecture et architecturologie*, Paris: AREA, 1975; ders., *Der architektonische Raum. Über das Verhältnis von Bauen und Erkennen*, übers. von Marianne Uhl, Basel/Berlin/Boston: Birkhäuser, 1991.

dann ist es offensichtlich, dass ihre Zahl schier ins Unendliche anwächst. Alle virtuellen Äußerungen lauern in der Nähe des architektonischen Gegenstands. Wie Henri Van Lier schreibt: „Ein bedeutsames architektonisches Werk wird immer als etwas begriffen, das anders sein kann als das, was es ist. Eine Bleibe, eine Wohnung ist keine solche, sondern verweist auf sie; sie ist eine ihrer Möglichkeiten, die als solche erscheint.“⁷ Nichtsdestotrotz habe ich aus diesem kontinuierlichen Spektrum virtueller Äußerungen acht Typen von Gefügen ausgewählt, die jenen „Stimmen“ entsprechen, die meiner Ansicht nach in der zeitgenössischen Architektur tatsächlich zur Anwendung kommen.

1. *Eine geopolitische Äußerung*, die sowohl die Ausrichtung der Himmelsrichtungen, die Höhenunterschiede des Geländes, die demografischen Klimadaten als auch langfristige Entwicklungen wie die von Fernand Braudel beschriebene säkulare Tendenz berücksichtigt,⁸ die die Verschiebung des Schwerpunkts der „Stadtarchipele“⁹ den Schwankungen der Weltwirtschaft entsprechend beeinflusst.¹⁰

⁷ Henri Van Lier, „Architecture. L'espace architectural“, in *Encyclopædia Universalis*, Bd. 2, Paris 1985, S. 554.

⁸ Fernand Braudel, *Sozialgeschichte des 15. – 18. Jahrhunderts*, Bd. 3: *Aufbruch zur Weltwirtschaft*, übers. von Siglinde Summerer und Gerda Kurz, München: Kindler, 1986, S. 67ff.

⁹ Ebd., S. 25.

¹⁰ Ebd., S. 18ff. u. 67ff. Die Weltwirtschaft ist in einer jeweiligen Epoche das größte zusammenhängende Gebiet in einem Teil der Erde, eine Summe individualistischer, wirtschaftlicher und nicht-wirtschaftlicher Räume, die in der Regel die Grenzen anderer massiver Gruppierungen in der Geschichte überschreitet. François Fourquet hat unter dem Begriff der Ökowelt eine systematischere Theoretisierung der Konzeptionen von Fernand Braudel und Immanuel Wallerstein vorgenommen in *Richesse et puissance. Une généalogie*

2. *Eine urbanistische Äußerung*, die sich auf Gesetze, Vorschriften, Sitten und Gebräuche hinsichtlich der Größe von Grundstücken, der Anordnung und des Volumens von Gebäuden sowie auf die Mechanismen der Modell- und Bildkontamination (die auf Philippe Boudons Begriff des Maßstabs im Verhältnis zum Benachbarten verweist) bezieht. Die Gesprächspartner:innen können hier in „harter“ Form als Beamte:innen, als staatliche Körperschaften, oder in unscharfer Form als allgemeine Einstellung, als Meinung, die mehr oder weniger von den Medien verbreitet wird, erscheinen.

3. *Eine ökonomische Äußerung* als kapitalistischer Ausdruck der Machtverhältnisse zwischen den verschiedenen individuellen und kollektiven Bewertungssystemen. Auf Grundlage einer relativen Bewertung von Kosten und Ansprüchen in Form von erwartetem Gewinn, Prestige, politischer Wirkung und gesellschaftlichem Nutzen führt sie dazu, einen Marktwert für Grundbesitz festzulegen und die Wahl und das Volumen von Investitionen im Bauwesen zu „steuern“.

4. *Eine funktionale Äußerung* oder Ausstattungsfunktion, die erbaute Räume hinsichtlich ihrer spezifischen Nutzung betrachtet. Die Ausstattungen und Einrichtungen sowohl zu gemeinschaftlichen als auch zu privaten Zwecken sind in ein doppeltes Netzwerk eingebunden:

- a) „horizontale“ komplementäre Beziehungen, die jedes Segment auf der Gesamtheit der städtischen Strukturen positionieren, die heute innerhalb des

globalen Kapitalismus miteinander verbunden sind;¹¹

b) „vertikale“ integrative Beziehungen, die von Mikroausstattungen (Beleuchtung, Lüftung, Kommunikation usw.) bis zu infrastrukturellen Makroeinrichtungen reichen.

Wie Paul Virilio schreibt: „Heute [...] besteht das Wesentliche dessen, was man weiterhin als Urbanismus bezeichnet, aus derlei Transfer-, Transit- und Transmissionssystemen, diesen Transport- und Migrationsnetzen, deren Immaterialität an jene der Katasterorganisationen und der Errichtung von Denkmälern anschließt. Wenn es gegenwärtig überhaupt ‚Denkmäler‘ gibt, dann gehören sie nicht mehr zur Ordnung des Sichtbaren, trotz aller Drehungen und Wendungen der architektonischen Maßlosigkeit, denn solch ‚Missverhältnis‘ verschreibt sich weniger der Ordnung sinnlich-konkreter Erscheinungen (im Sinne einer Ästhetik des Erscheinens von Körpern, die unter der Sonne versammelt sind) als dem obskuren Leuchten der Bildschirme, Konsolen und anderer elektronischer ‚Nachttische‘.“¹²

Folglich sind hier die kollektiven Äußerungsproduzenten

– die sozialen Schichtungen je nach Ressourcen, Altersklassen, regionalen Besonderheiten, ethnischen Einteilungen usw.;

11 Vgl. meine Untersuchung in Zusammenarbeit mit Éric Alliez „Der integrierte weltweite Kapitalismus und die molekulare Revolution“, in Félix Guattari, *Planetarischer Kapitalismus*, hrsg. von Henning Schmidgen, übers. von Ronald Voullié und Frieder O. Wolf, Berlin: Merve, 2018, S. 59–78.

12 Paul Virilio, *L'espace critique*, Paris: Christian Bourgois Editeur, 1984, S. 24.

- die sozialen Körper, die nach ihren jeweiligen Aktivitäten wirtschaftlicher oder kultureller Art oder nach dem Grad an Betreuungsaufwand (Internierungen, Inhaftierung usw.) in Sektoren eingeteilt sind;
- Planer:innen, Expert:innen und Techniker:innen aller Art, die in der Lage sind, Einschränkungen und Normen für das architektonische Entwerfen festzulegen.

5. *Eine technische Äußerung*, die ein „Ergreifen des Wortes“ seitens der Geräte und allgemeiner der Baumaterialien beinhaltet, indem beispielsweise „die Neigung eines Dachs entsprechend der relativen Durchlässigkeit des verwendeten Materials, die Dicke einer Mauer entsprechend ihrer Belastung, die Abmessungen eines Materials entsprechend seiner Handhabbarkeit, seiner Transportfähigkeit und seiner Verarbeitung“¹³ festgelegt werden.

Die Mittler zwischen den Gesprächspartner:innen sind hier nicht mehr allein die Bauingenieur:innen, sondern die Chemiker:innen, die jeden Monat neue Materialien erfinden, die Ingenieur:innen der Elektrotechnik und der Telekommunikation sowie nach und nach die Gesamtheit aller technischen und wissenschaftlichen Fächer.

6. *Eine Bedeutung stiftende Äußerung*, deren Ziel es ist, einer erbauten Form unabhängig von funktionalen Semantemen einen bedeutungsvollen Inhalt zuzuweisen, der von einer mehr oder weniger großen Menschengemeinschaft geteilt, von allen anderen Gemeinschaften, die diese Art von Inhalt nicht teilen, jedoch stets begrenzt wird. Hier lassen sich erneut mehrere von

¹³ Boudon, *La ville de Richelieu*, S. 17.

Philippe Boudons Maßstäben wiederfinden: jener, der dazu führt, dass eine symbolische Form in einem Gebäude unabhängig von seiner Größe verkörpert wird (zum Beispiel der kreuzförmige Grundriss christlicher Kirchen); jener, der die Gestalt einer Konstruktion auf der Grundlage eines ideologischen Modells nachbildet (Vitruvs ideale Stadt; Le Corbusiers „ländliche“, „industrielle“ oder „Handelsstädte“ ...); jener, im Gegenteil, eines mehr oder weniger unbewussten soziokulturellen Musters (wie der zentrale Innenhof, den die arabischen Baumeister wahrscheinlich aus der römischen Antike übernommen haben); oder jener, noch unschärfer, der einer Wohnsiedlung ein allgemeines Aussehen verleiht (wie das ganz eigene, in sich geschlossene Flair toskanischer Kleinstädte, die sich im Gegensatz zu den nordamerikanischen Ballungsräumen, die in irgendeiner Form über einen Verkehrsanschluss verfügen, nicht auf einen transfiniten Raum hin öffnen).

7. *Eine Äußerung existenzieller Territorialisierung*, die sowohl perspektivischer als auch ethologischer Natur ist und die ich an die drei Typen von Raum anlehnen möchte, deren Unterscheidung Vittorio Ugo vorschlägt:¹⁴

- die euklidischen Räume unter dem Schutz von Apollo, die in eindeutiger Weise eine Objektidentität im Rahmen einer axiomatisch-deduktiven Logik setzen und in die sich eine „primäre und elementare Architektur in der ganzen Klarheit ihrer kristallinen Perfektion einschreibt, die immer mit

14 Vittorio Ugo, „Une hutte, une clairière“, *Critique* 476/477 (1987): 100–120 (die gesamte Ausgabe stand unter dem Thema „Das Objekt Architektur“).

- sich selbst identisch und frei von jeglicher Zweideutigkeit oder innerer Widersprüchlichkeit ist“;
- die projektiven Räume unter dem Schutz von Morpheus, die Formen mit modulierter Identität, mit wechselnden Perspektiven setzen und den Vorrang des „Imaginären vor der Wirklichkeit, des Blicks vor dem Wort, des Umfangs vor dem Gebrauch, des Projekts vor der Wahrnehmung“ behaupten;
 - die labyrinthartigen topologischen Räume, die als existenzielle Orte fungieren,¹⁵ unter dem Schutz von Dionysos und gemäß einer Geometrie der Einhüllung des taktilen Körpers, was uns bereits auf das Register der Affekte verweist.

Der Raum der Architektur ist ein konkreter Operator unter vielen, der den Stoffwechsel zwischen den Objekten des Außen und den Intensitäten des Innen betreibt. Von Vitruv über Leonardo da Vinci bis zu Le Corbusier wurden die Wechselwirkungen zwischen dem menschlichen Körper und seinem Wohnraum immer wieder erforscht, und vielleicht geht es fortan weniger darum, diesen aus einem formalen Blickwinkel zu betrachten, denn von einem Gesichtspunkt aus, den man als organisch bezeichnen könnte. Wie Massimo Cacciari schreibt: „Jeder echte Organismus ist ein Labyrinth.“¹⁶ Wir werden später noch auf die fraktalen Dimensionen der labyrinthischen (oder rhizomatischen) Natur der existenziellen Territorialisierung eingehen.

15 So wie Martin Heidegger diesen Ausdruck versteht. Vgl. hierzu seinen Aufsatz „Bauen Wohnen Denken“, in *Gesamtausgabe: Vorträge und Aufsätze*, Bd. 7, Frankfurt am Main 2000, S. 145–164.

16 Massimo Cacciari, „Eupalinos ou l’architecture“, *Critique* 476/477 (1987): 87–99, hier S. 98.

8. Eine *skripturale Äußerung*, die die Gesamtheit der anderen Äußerungskomponenten verbindet und zum Ausdruck bringt. Aufgrund der diagrammatischen Distanz, die sie zwischen Ausdruck und Inhalt herstellt, und durch den Schöpfungskoeffizienten, den sie erzeugt, fördert die architektonische Projektierung neue Potenziale, neue Konstellationen von Bezugsuniversen zutage, angefangen mit denen, die der Entfaltung ethisch-ästhetischer Aspekte des erbauten Objekts zugrunde liegen.

Die ethisch-ästhetischen Ordinaten

Die architektonische Äußerung bringt nicht nur diskursive diachrone Komponenten mit sich, sondern führt auch zu einer Verfestigung von synchronen existenziellen Dimensionen oder von Ordinaten auf gleicher Ebene. Im Anschluss an Bachtin werde ich drei Typen von Letzteren unterscheiden:¹⁷

- die kognitiven Ordinaten, das heißt die energetisch-raumzeitlichen Koordinaten, die den Logiken diskursiver Mengen entspringen. In diesem Register verkettet die skripturale Äußerung der Architektur die fünf ersten Typen der weiter oben aufgezählten Äußerungsgefüge;
- die axiologischen Ordinaten, die alle Systeme anthropozentrischer Bewertung sowohl ethischer als auch ökonomischer und politischer Ordnung umfassen;
- die ästhetischen Ordinaten, die die Vollendungsschwellen einer Entität, eines Objekts oder eines

¹⁷ Ich beziehe mich hier auf die Dreiteilung der Äußerung (kognitiv, ethisch, ästhetisch), die von Michail Bachtin, *Untersuchungen zur Poetik und Theorie des Romans*, Berlin/Weimar: Aufbau, 1986, vorgeschlagen wurde.

strukturellen Ganzen bestimmen, sofern diese unabhängig voneinander Sinn und Form zu erzeugen beginnen. Es ist an solchen ethisch-ästhetischen Ordinate, die Komponenten bedeutungsvoller Äußerungen und existenzieller Deterritorialisierung mit anderen Komponenten ineinander zu flechten. So wird das Gebaute, das Erlebte und das Unkörperliche auf neue Weise miteinander verknüpft, obwohl die kapitalistischen Gesellschaften aus ihrer Architektur und ihrem Städtebau immer wieder jede Spur subjektiver Singularisierung zugunsten einer rigorosen funktionalen, informations- und kommunikationstechnischen Transparenz getilgt haben.

Man verstehe mich recht: Die Singularisierung, von der hier die Rede ist, ist nicht bloß etwas, das „zur Seele hinzukommt“, eine gleichsam „kundendienstlich“ zuteil werdende „Personalisierung“, sie beruht auf Instanzen, die im Kern des architektonischen Objekts am Werk sind und ihm seine innerste Festigkeit verleihen. Was seine äußerliche, seine diskursive Seite angeht, so bildet sich das Objekt am Schnittpunkt unzähliger Spannungen heraus, die es in alle Richtungen zerren. Doch was seine ethisch-ästhetischen, seine Äußerungen produzierenden Seiten anbelangt, so fügt es sich in einem nichtdiskursiven Modus wieder zusammen, der uns durch die besondere Erfahrung der verräumlichten Affekte phänomenologisch zugänglich wird. Unterhalb einer kognitiven Festigkeitsschwelle kippt das architektonische Objekt ins Imaginäre, Träumerische, Wahnsinnige, während unterhalb einer axiologischen Festigkeitsschwelle seine Anderes und Begehren mitführenden Dimensionen bröckeln – so wie die Filmbilder, von denen die Aborigines Australiens mangels Interesse lange Zeit keine Kenntnis

genommen haben – und es unterhalb einer ästhetischen Festigkeitsschwelle aufhört, die Existenz der Formen und Intensitäten, die ihm Ausdruck verleihen sollten, festzumachen.

Folglich und letztlich wäre, was die Kunst der Architektur:in ausmacht, ihre Fähigkeit, jene verräumlichten Äußerungsaffekte zu erfassen. Man muss jedoch bedenken, dass es sich hierbei um paradoxe Objekte handelt, die nicht in den Koordinaten des gewöhnlichen rationalen Denkens beschrieben werden können, und man sich ihnen nur indirekt, durch Metamodellierung, durch einen ästhetischen Umweg, eine mythische oder ideologische Erzählung nähern kann. Wie die Partialobjekte von Melanie Klein¹⁸ oder die Übergangsobjekte von Donald Winnicott¹⁹ stellt sich diese Art von Affekt so her, dass er die heterogensten Ebenen transversal durchzieht. Nicht, um sie zu vereinheitlichen, sondern im Gegenteil, um sie noch mehr in fraktale Prozesse der Heterogenese einzubringen. Die architektonische Form ist nicht dazu aufgerufen, als in sich geschlossene Gestalt zu funktionieren, sondern als katalytischer Operator, der Kettenreaktionen innerhalb von Zeichenbildungsmodi auslöst, die uns aus uns selbst herausgehen lassen und auf ganz neue Möglichkeitsfelder hin öffnen. Das sich einstellende Gefühl von Vertrautheit und existenzieller Singularität, das mit der Aura zusammenhängt, die durch eine bekannte Umgebung, eine alte Bleibe oder eine von unseren

18 Melanie Klein, *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*, hrsg. von Hans A. Thorner, übers. von Paula Heilmann, Marlisbeth von Niederhöffer und Hans A. Thorner, Stuttgart: Klett-Cotta, 1962.

19 Donald W. Winnicott, „Übergangsobjekte und Übergangsphänomene“, *Psyche* 23/9 (1969): 666–682.

Erinnerungen bewohnte Landschaft erzeugt wird, unterbricht die substanzlosen Wiederholungen und vermag Wucherungen und Fluchtlinien in allen Bereichen des Wunsches nach Lebendigkeit hervorzurufen – die Ablehnung, sich dem herrschenden Stillstand zu ergeben. Zum Beispiel ist es dieselbe Bewegung existenzieller Territorialisierung und synchroner Verfestigung, die so unterschiedliche Dinge zusammen „arbeiten“ lässt wie eine Schuh- und eine Schatzkiste unter dem Bett eines Kindes, das in eine medizinisch-psychologische Anstalt eingewiesen wurde, das Ritornell/Passwort, das es vielleicht mit ein paar befreundeten Insassen teilt, den Platz, den es in dieser besonderen Konstellation im Speisesaal einnimmt, einen Totem-Baum auf dem Schulhof und einen Ausschnitt des Himmels, den nur es alleine kennt. Der Architekt:in obliegt es, wenn schon nicht ein harmonisches Gebilde ausgehend von all diesen fragmentarischen Komponenten der Subjektivität herzustellen, so doch wenigstens nicht im Voraus die Fülle der Virtualitäten zu beschneiden!

Um dergestalt und angesichts unserer von den kapitalistischen Strömen verwüsteten Gesellschaften an der Neubildung existenzieller Territorien mitzuwirken, müsste die Architekt:in also in der Lage sein, die Gesamtheit all jener Punkte an katalytischen Singularitäten zu erschließen und prozessual fruchtbar zu machen, die sowohl auf den sinnlich-konkreten Ebenen des architektonischen Apparats als auch in den formalen Gebilden und den komplexesten institutionellen Problemen Gestalt annehmen können. Um dahin zu gelangen, sind alle kartografischen Methoden erlaubt, sofern ihr *Engagement* – wir sollten vor diesem alten, seit allzu langer Zeit schon tabuisierten Begriff Sartres nicht zurückschrecken –

ihr eigenes ethisch-ästhetisches Regime der Autonomisierung findet. Als einziges Wahrheitskriterium drängt sich ihr dann ein Effekt von existenzieller Vollendung und Überfluss an Sein auf, dem sie unweigerlich begegnen wird, sobald sie das Glück hat, in einen Ereignisproduktionsprozess, das heißt in einen Prozess von historischer Anreicherung und fortlaufender Singularisierung des Begehrens und der Werte hineingezogen zu werden.

Text von Ende der 1980er Jahre, zuerst veröffentlicht in *Cartographies schizoanalytiques* (1989).

Übersetzt von Christian Driesen, zuerst erschienen in Félix Guattari, *Schizoanalytische Kartografien*, Leipzig: Merve, 2023, S. 295–305. Mit freundlicher Erlaubnis des Merve Verlags.

Die Architektur-Maschinen von Shin Takamatsu

Die Geschichte der zeitgenössischen japanischen Architektur ist die Geschichte einer fortschreitenden Loslösung vom *International Style* mit seinen kahlen, rechteckigen und abstrakten Formen, seinem Trägerwerk, seinen Flachdächern, seinen freien oder mit verglasten Flächen bedeckten Fassaden, und sie ist die Geschichte einer neuerlichen Orientierung in Richtung auf die Singularisierung. Diese Geschichte ist durch die Umwälzungen geprägt, die von zwei Persönlichkeiten ersten Ranges – von Kenzo Tange und von Arata Isozaki – bewirkt worden sind.

In den sechziger Jahren vollzog Kenzo Tange durch die Gründung einer strukturalistischen Bewegung in der japanischen Architektur und im Urbanismus einen radikalen Bruch mit den simplistischen Aspekten des internationalen Funktionalismus. Als Kontrapunkt zu diesem Strukturalismus, bei dem der Schwerpunkt auf die Komplexität der den architektonischen Räumen eigenen Relationsaspekte gelegt wurde, entwickelte sich eine „metabolistische“ Strömung, die sich ihrerseits bemühte, die neue Industrialisierung des Gebäudes den menschlichen Bedürfnissen anzupassen, insbesondere durch die Errichtung von Agglomeraten modulartiger Kapseln. In ihrem Bemühen um die Berücksichtigung der gesellschaftlichen, individuellen und kulturellen Besonderheiten waren die Metabolisten darauf bedacht, Formen zusammenzusetzen, die an die traditionellen japanischen Bauten erinnern, an die sie indirekt anknüpften.

Arata Isozaki, der Schüler von Kenzo Tange war, bemühte sich seinerseits, die japanische Architektur radikal von ihrem modernistischen Klassizismus abzulösen,

und ließ einer symbolistischen und manieristischen Kreativität, die manchmal bis an den Surrealismus grenzte, freien Lauf.

Diese Umwälzungen und die ökonomische Vitalität der japanischen Gesellschaft haben zu einer außerordentlichen Blüte der heutigen Architektur-Produktion geführt. Ihre Mannigfaltigkeit ist so groß, dass das Etikett der „Neuen Welle“, das auf die heutige Generation innovativer Architekt:innen angewandt wird, recht willkürlich ist. Noch unüberlegter wäre es allerdings, diese Generation unter das Banner des Postmodernismus stellen zu wollen, denn glücklicherweise entgeht sie dem oberflächlichen und eklektischen Opportunismus, den diese Bezeichnung in den Vereinigten Staaten und in Europa normalerweise abdeckt. Das, was den Pluralismus dieser japanischen Schöpfer:innen dennoch zu durchziehen scheint, werde ich ihren Prozessualismus nennen, d.h. genau die Tatsache, dass sie den von Schulen oder Strömungen bereitgehaltenen Mustern entgehen. Jede von ihnen bemüht sich nicht nur darum, ihre eigene Persönlichkeit auszubilden, sondern darüber hinaus beschäftigt sie sich ebenso sehr damit, der Entwicklung und den Mutationen innerhalb ihres Schaffensprozesses zu folgen.

Wenn man jede systematische Etikettierung dieser Architekt:innen ablehnt, kann man bei ihnen Prozesse evolutiven Werdens ausmachen, die ganz natürlich darauf abzielen, ihre Werke aus den funktionalen Rahmenbedingungen, aus den Erfordernissen des Kontextes, ja sogar aus jedem kulturellen Bezug humanistischer Art heraustreten zu lassen. Das hat manchmal dazu geführt, dass sie als Hermetiker:innen eingestuft wurden, dermaßen schlecht ist die öffentliche Meinung, vor allem

in Japan, darauf vorbereitet, solche neuen Singularisierungsbestrebungen in unserem Jahrhundert aufzutauchen zu sehen.

Ausgehend von der durch Botond Bognar¹ erstellten Bestandsaufnahme zeitgenössischer japanischer Architektur kann man unterschiedliche Arten des Schöpferisch-Werdens hervorheben, die sich übrigens häufig überschneiden. Ein „Kind-Werden“ (zum Beispiel bei Takefumi Aida, Kazuhiro Ishii, Minoru Takeyama), entweder durch direkt für Kinder bestimmte Bauten oder indirekt durch eine kindlich inspirierte Sichtweise. Ein „Pflanze-Werden“, zum Beispiel bei Mayumi Miyawaki, der in Tokio seine *Blue Box* baute, bei der er die Wipfel von einigen großen Bäumen ganz miteinfasste, oder bei Kijo Rokkaku und seinem *Haus mit drei Wurzeln*, wo Baumstämme und ein Teil ihrer Wurzeln in rohem Zustand oben einer Zementfassade entspringen. Bei der Mehrzahl der Architekt:innen dieser neuen Welle wird man die Verwendung von Wald-Elementen im Sinne eines Natursymbols wiederfinden. Ein „Tier-Werden“, das ausdrücklich verlangt wird von dem durch Takamasa Yoshizaka beeinflussten Zoo-Team der Waseda-Universität in Tokio, welches zum Beispiel das *Domo Celakanto* gebaut hat, ein wie ein mysteriöses Meeresmonster angelegtes Bauwerk. Ebenso gut könnte man ein „Abstrakt-Werden“ bei Tadao Ando hervorheben, der vom „Katabolismus der Landschaft“ spricht, ein „Nirvana-Werden“ bei Takefumi Aida, eine Politik der Leere und des Lichtes bei Toyo Ito, ein „Nicht-Objekt-Werden“ bei Hiromi Fujii und bei Shinohara,

¹ Botond Bognar, *Die neue japanische Architektur*, übers. von Hubertus von Gemmingen, Stuttgart: Kohlhammer, 1991.

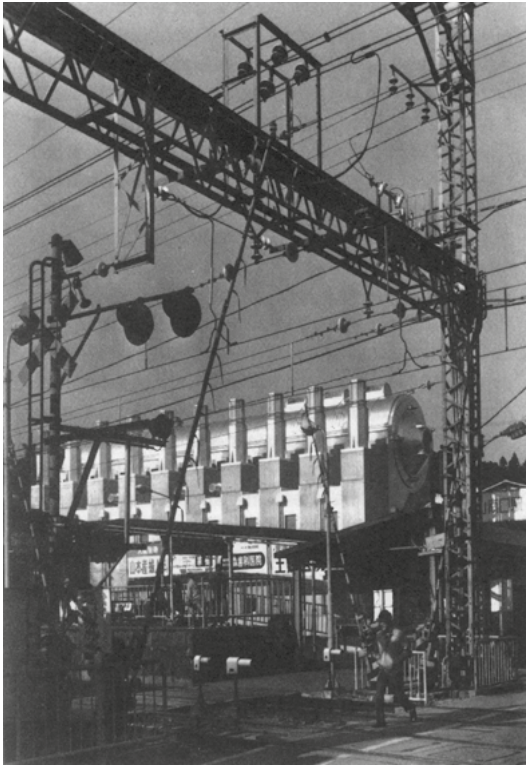
deren Konzeptualismus die Architektur auf ihr minimales Maß zurückbringen möchte, und seinerseits hat sich Mozuna auf die Suche nach einem „Anti-Wohnsitz“-Prinzip gemacht... Aber bei diesem Reichtum sei auf das ausgezeichnete Buch von Botond Bognar verwiesen, und von nun an werde ich mich nur noch mit dem äußerst ungewöhnlichen „Maschine-Werden“ von Shin Takamatsu beschäftigen, der „geheimnisvolle Objekte“ schafft, „die wie gefährliche Denkmäler daran erinnern, dass die Dinge nicht das sind, was sie zu sein scheinen.“² Chris Fawcett fügt hinzu, dass diese Objekte in den Städten West-Japans stehen, was keineswegs beliebig ist, wenn man weiß, mit welchem geheimem Stolz die Menschen der Gegend um Kyoto im Bereich der Empfindungsfähigkeit und zweifellos auch in dem der Logik auf ihrer Eigenart bestehen. Shin Takamatsu ist ein Architekt aus Kyoto, das betont er immer wieder, und er beharrt darauf, dass er vom Geist dieser Stadt buchstäblich modelliert worden ist.³

Dennoch gibt es in dieser Erklärung etwas, das paradox erscheinen kann, denn die Bauten Shin Takamatsus gehören unbestritten zu den provokantesten unter den heute in Japan aus dem Boden schießenden Bauwerken. Ihre Apparatur aus Röhren und Stahlbolzen, aus parallelen Stangen und Metallverkleidungen, aus Schornsteinen und verglasten Bullaugen, ihre rechteckigen Oberflächen, die auf den Fassaden wie Wassersprungtürme aufragen, die von Paul Virilio hervorgehobene Tatsache, dass sie

² Chris Fawcett, „Architecture x Architecture = Difficulty-as-Style“, *Space Design SD* 280 (1988): 144–149, hier: 146 (Sonderheft über Shin Takamatsu).

³ *Space Design SD* 280 (1988): 57.

Möbel und Immobilie vermengen,⁴ kurz: die Gesamtheit ihrer futuristischen Eisenindustrie-Ästhetik stellt keinen offensichtlichen Bezug zu dieser Stadt Kyoto her, deren „unerschütterliche Zartheit“ Shin Takamatsu so gerne rühmt, und eine große Zahl von Kritiker:innen ist durch solche Anmaßungen erschrocken und vergleicht



Ark (Foto: Katsuaki Furudate)

zum Beispiel die außergewöhnliche Zahnklinik *Ark* (Kyoto, 1983) mit einem Krematorium!

⁴ Siehe Paul Virilio, „Zuspitzung am Beispiel von Shin Takamatsu“, in *Shin Takamatsu, ein Architekt aus Kyoto*, Berlin: Merve, 1995, S. 50–51.

Welche Art von Beziehung unterhält dieser Schöpfer also mit dem urbanen Kontext, in dem er arbeitet? Erinnern wir daran, dass zwei klassische Positionen aufeinandertreffen, um eine solche Frage anzugehen, die ja endlosen Kontroversen ausgesetzt ist. Es gibt jene, die wie Le Corbusier den Kontext so berücksichtigen, dass die Handhabung der Form das architekturelle Objekt in ein kontinuierliches Verhältnis zum städtischen Gewebe setzt. Und es gibt jene, die wie Mies van der Rohe das Werk von seiner Umwelt ablösen, so dass es den Charakter eines Objektes annimmt, das die Organisation einer Form strukturiert.⁵

Aber vielleicht führt uns die Architektur der japanischen neuen Welle – und in ganz besonderer Weise jene von Shin Takamatsu – zu einer möglichen dritten Position, in der das Werk als ästhetisches Objekt⁶ zugleich in sich vollendet und ganz auf den Kontext hin geöffnet ist. Mir fällt dazu die Haltung eines Buto-Tänzers wie Min Tanaka ein, der ganz in seinen Körper versunken und dennoch für jede aus der Umgebung herrührende Wahrnehmung äußerst empfindlich ist. Vielleicht genügt aber auch der Hinweis, dass wir jeden Tag solche Objekte aufsuchen, die intrinsisch strukturiert sind und zugleich mit der äußeren Umwelt arbeiten: Diese Objekte sind die unterschiedlichen und vielfältigen Maschinen, durch die unsere moderne Existenz von allen Seiten her versorgt wird. Ein Merkmal dieser Objekte ist, dass sie sich im Lauf der Zeit entwickeln und sich gegenseitig

⁵ Siehe Guiseppe Samona, „Composition architecturale“, in *Encyclopaedia Universalis*, Bd. 2, Paris 1986, S. 563.

⁶ In dem Sinne, den Michail Bachtin diesem Ausdruck gibt, in *Untersuchungen zur Poetik und Theorie des Romans*, Berlin/Weimar: Aufbau, 1986.

in einer Phylogenese ersetzen, die an die der Lebewesen erinnert. Und noch hier bewegen wir uns auf dem Gebiet von Shin Takamatsu, der – dies ist eine seiner wichtigsten Leitlinien – jede Idee von Stil zurückweist, hat er sich doch vorgenommen, nie zweimal dasselbe zu machen, sich mit der Stadt niemals dieselbe Schlacht zu liefern und die Geschichte nur aus dem Blickwinkel seiner eigenen Botschaft aufzunehmen.⁷

Shin Takamatsu betont die Wichtigkeit, die er dem Konzept des Maßstabs einräumt. Er verwendet dieses Konzept in komplexer Weise, um Entsprechungsverhältnisse zwischen heterogenen Dimensionen herzustellen, ob es sich dabei nun zum Beispiel um Elemente des architekturellen Apparates im Verhältnis zur Gesamtheit einer Fassade handelt oder um ein als Ganzes betrachtetes Gebäude in seinem Verhältnis zum Rest der Stadt.⁸ Kyoto, wo das Denken, das Licht, die Luft, der Wind anders sind, und das er als einen fraktalen Organismus auffasst, in dem auf allen Ebenen eine außergewöhnliche, langsame Bewegung pulsiert, Kyoto soll so, durch alle Komponenten seiner Architektur-Maschinen, insgeheim eingeholt, wieder erschaffen und neu erfunden werden. Der Bezug auf das fraktale Objekt von Benoît Mandelbrot scheint hier besonders glücklich, da diese Art von Objekt ja tatsächlich die Existenz von inneren Symmetrien impliziert, das heißt von Formen, die man in jedem makroskopischen und mikroskopischen Maßstab wiederfindet.⁹ Jedes Element des architekturellen

⁷ *Space Design SD 280* (1988): 61 und die im Januar 1988 abgegebenen Erklärungen.

⁸ Ebd., S. 60.

⁹ Benoît Mandelbrot, *Die fraktale Geometrie der Natur*, übers. von Reinhild Zähle und Ulrich Zähle, Berlin: Akademie, 1987.

Ensembles, ob es innen oder außen liegt und von welcher Größe es auch ist, jeder Lichtstrahl, jede mögliche Ansicht soll so zum übergreifenden Effekt beitragen.

In der Tat findet man auch in der traditionellen japanischen Architektur solche Entsprechungsverhältnisse zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos, Innen und Außen... In früheren Epochen war es undenkbar, ein religiöses oder ein repräsentatives Bauwerk unabhängig vom Garten oder von der Natur zu errichten, in die es sich einfügte. Natürlich stellen sich die Dinge für Shin Takamatsu insofern anders dar, als er zwangsläufig in einem übersättigten urbanen Kontext arbeiten muss. Das führt ihn dazu, die alten existenziellen Beziehungen zwischen Natur und Kultur umzugestalten, indem er am städtischen Gewebe entlang, und wie in Reaktion auf dessen überzüchtete Kreationen, eine andere Natur erfindet.

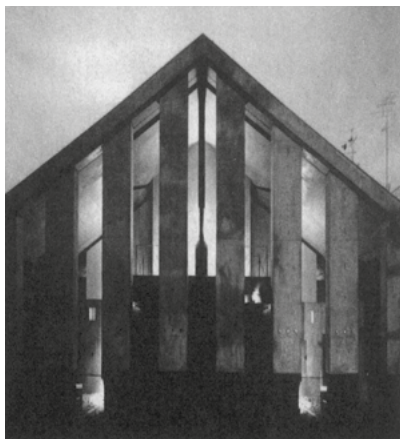
Eine der packendsten Illustrationen seiner Arbeitsweise ist *Ark*, jene Zahnklinik von Kyoto, die einzig und allein aufgrund ihrer Nähe zu einer Eisenbahnlinie und einem Bahnhof nach dem Vorbild einer barocken Lokomotive konstruiert wurde. Dies hat den Effekt, dass die Umgebung wie durch die Berührung mit einem Zauberstab in eine Art vegetativ-maschinische Landschaft umgewandelt wird.

Aufgrund seiner Singularität bringt das Werk eine Mutation des Kontextes hervor und orientiert ihn in Gegenrichtung zur gewohnten Auffassung. Bereits Hiromi Fujii – eine andere prägende Figur der neuen Welle – hatte die Architektur als eine sinnproduzierende Maschine bestimmt.¹⁰ Mir scheint jedoch, dass man

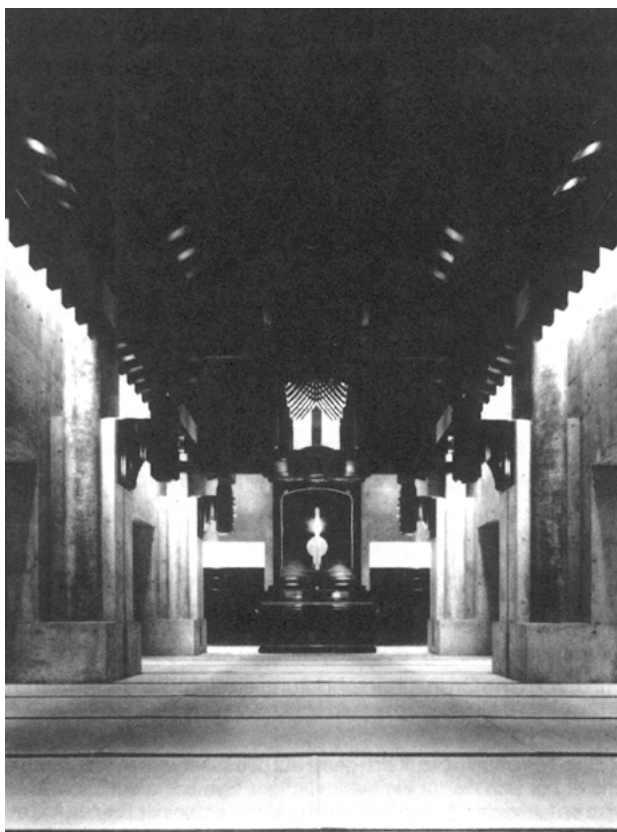
10 Kenneth Frampton (Hrsg.), *The Architecture of Hiroshimi Fujii*, New York: Rizzoli, 1987.

im Fall von Shin Takamatsu noch weiter gehen muss und von einer Maschine zu sprechen hat, die subjektive Äußerungen produziert oder die, mit anderen Worten, existenzielle Übertragungen produziert. Wir finden hier eine in der japanischen Kultur fest verankerte schöpferische Richtung wieder, die darin besteht, von einem Register auf ein anderes überzugehen, um einen subjektiven Effekt der Dezentrierung auszulösen. Das Abstrakteste soll sich so bruchlos im Konkresten und Unmittelbarsten wiederfinden können. Die Steine im Zen-Garten des berühmten Tempels von Ryoan-ji in Kyoto sind zum Beispiel mit gleichem Recht als Teile der Natur und als abstrakte Komposition aufzufassen. Zahlreiche andere Beispiele für diese Technologie der Subjektivität könnten in der Floristik, der Tee-Zeremonie, den Kampfsportarten, dem Sumo, dem No-Theater, Bunraki usw. aufgewiesen werden.

Versuchen wir jetzt, einige wesentliche Triebräder dieser prozessualen und re-singularisierenden Maschinen auszumachen, die Shin Takamatsu mit dem Ziel



Saifukuji Tempel (Foto: Tomio Ohashi)



Saifukuji Tempel (Foto: Tomio Obashi)

in Gang setzt, die japanische Subjektivität sowohl unter ihren traditionellsten Aspekten, als auch unter denjenigen, die von der lebendigsten Modernität zeugen,¹¹

11 Shin Takamatsu beruft sich gerne auf den italienischen Futurismus, und er hat sich hierfür ein merkwürdiges Symbol ausgedacht, das man in unterschiedlicher Form an der Mehrzahl seiner Bauten findet, die er 1986 in einer „Killing Moon“ betitelten Zeichnung dargestellt hat – ein Thema, zu dem er durch ein Gedicht von Marinetti angeregt worden ist.

neu zu erfinden. Die wesentliche Bewegung, die von diesen immobilen Maschinen ausgeführt wird, ist die eines Einschnitts, einer Trennung, durch die eine Öffnung für das Eintreten neuer Referenzuniversen entsteht, die dann wiederum zahlreiche existenzielle Territorien und neue kollektive Äußerungsgefüge hervorbringen. Um diese Wirkung des Bruches und der existenziellen Ausschaltung zu erreichen, gibt es die verschiedensten Mittel: Symmetriebrüche; Verschachtelung dezentrierter Formen; horizontale oder vertikale Schlitzze; Trennung des Gebäudes in zwei übereinandergesetzte Teile unterschiedlichen Stils; Aufstieg zum Himmel, der ins Leere führt; Schlund-Öffnung; und schließlich vor allem, Einpflanzung von okularen Strukturen in die Fassaden und die Innenräume. Das Ziel bleibt überall dasselbe: dahin gelangen, dass das Bauwerk ein nicht-menschliches Subjekt wird, das fähig ist, im Verein mit Segmenten der individuellen oder kollektiven menschlichen Subjektivität



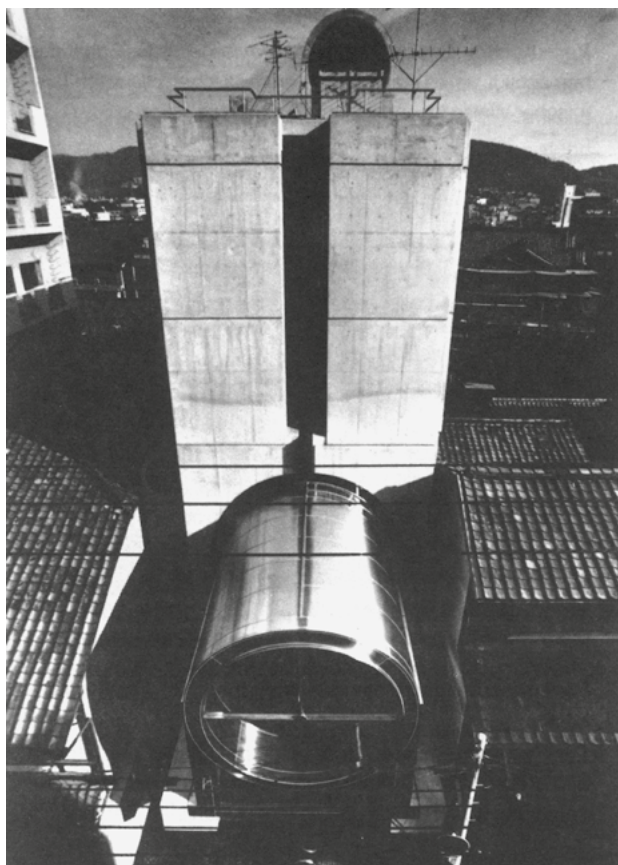
Migoto (Foto: Hiroshi Fujiwara)

zu arbeiten. Dieses „Maschine-Werden“ der Subjektivität kann paradoxerweise nur durch eine Grenzüberschreitung erreicht werden, in deren Verlauf sich ein Gesichtseffekt des Gebäudes bemächtigt, um es in animalisch-animistischer, pflanzlich-kosmischer Weise lebendig werden zu lassen.

Veranschaulichen wir jetzt jede dieser maschinischen Komponenten:

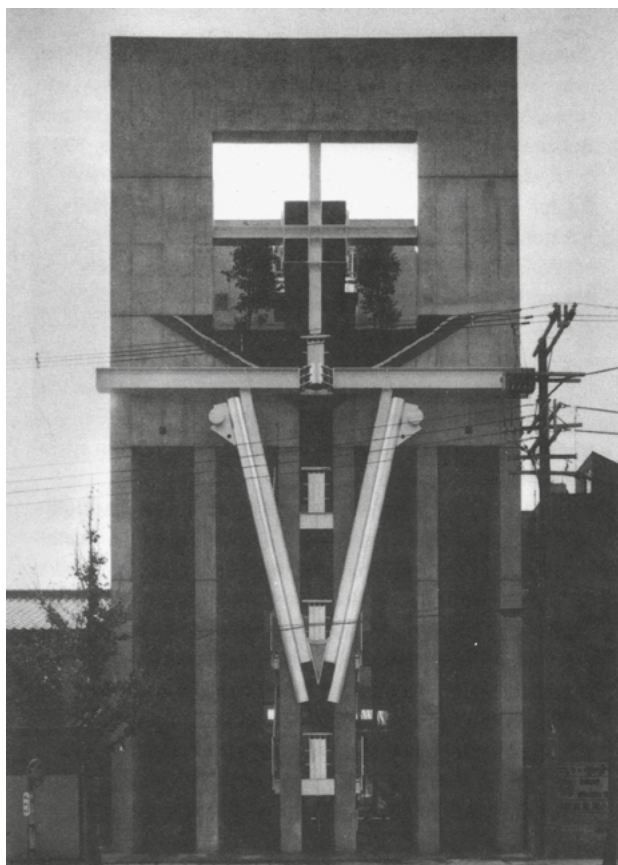
Die Symmetriebrüche. Ganz allgemein findet man in den Bauten von Shin Takamatsu eine fast schon besessene Wiederholung von vertikalen Linien (der Buddhisten-Tempel *Saifukuji*, Gifu, 1982, oder die Zahnklinik *Ark*, Kyoto, 1983). Aber diese vertikalen Linien werden häufig durchkreuzt von verschiedenen schrägverlaufenden Elementen. Im Inneren zum Beispiel weiße Lichtstrahlen bei *Dance Hall* (Nagoya, 1985) oder, wie bei *Garden* (Kyoto, 1984), Balken, die an traditionelle Bauten erinnern. Außen findet man sie auf der Fassade aus eckigen Säulen von *Ining '23* (Kyoto, 1987), auf die ein spielerisches V aus Stahlträgern aufgesetzt ist. Im Entwurf *Migoto* (Entwurf 1988, Bau 1989) erweitert sich diese Form zum Vogel Flügel und tritt in Resonanz zu einem langen, im Vordergrund im Profil gesehenen Treppenaufgang. Im Entwurf *Earthtecture Sub-1* (Entwurf 1987, Bau 1990) werden die senkrechten Symmetrien ausgehend von Kreisvierteln, von Halbkreisen oder von diskontinuierlichen Segmenten systematisch aufgebrochen.

Verschachtelung dezentrierter Formen. Die häufigste Verbindung ist diejenige eines Zylinders mit einer Würfel-Struktur. Das einfachste und klarste Beispiel ist das der *Kido Clinic* (Kyoto, 1978), bei der die Verschachtelung vollkommen ist. Aber alle Spielarten



Koboku Lighting Showroom (Foto: Tomio Ohashi).

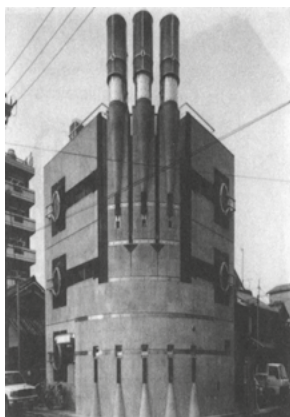
sind entwickelt: ein Kubus und ein Zylinder, die aneinandergrenzen bei *Komakine House* (Takarazuka, 1977); ein senkrecht an eine rechtwinklige Struktur angebauter Zylinder beim *Koboku Lighting Showroom* (Kyoto, 1978); eine Doppelfassade, die außen lotrecht und weiter innen gekrümmt ist, wie im *Nimura Dyeing Office* (Kyoto, 1979); das Auflegen eines gewaltigen Zylinders auf eine kubische Struktur (*Ark*, Kyoto, 1983). Bei *MK Higashigojo* (Kyoto, 1987) wird die



Ising '23

Verschachtelung durch die Ausprägung eines Bogens betont, der die Fassade über einen dreieckigen Raum mit ebenfalls abgerundeten Ecken berührt, und durch eine Art Zylinder, der von einer rechteckigen Fläche geschnitten wird.

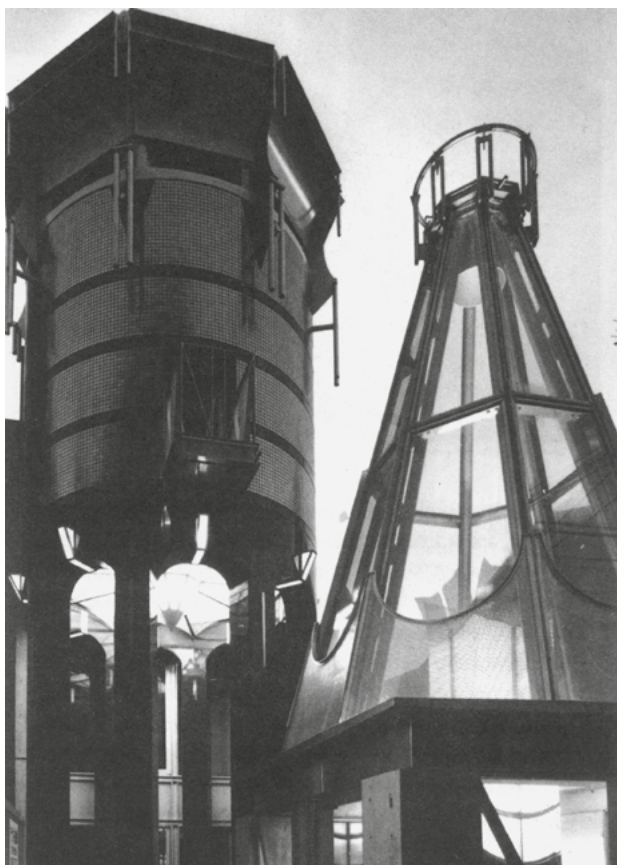
Horizontale und vertikale Schlitzte. Hier handelt es sich nicht mehr nur um eine Destabilisierung jener Formen und Dimensionen, die von der gewöhnlichen Wahrnehmung erwartet werden, sondern um



Pharao (Foto: Yoshio Shiratori)

die Anbringung einer Art Anziehungsherd für Subjektivität. Das *Yamamoto Atelier* (Kyoto, 1978) oder der *Koboku Lighting Showroom* (Kyoto, 1978) sind wie senkrecht in zwei Teile geschlitzt. Das aus der selben Zeit stammende *Komakine House* (Takarazuka, 1977) wird in seinem vertikalen zylindrischen Teil horizontal durch ein fast durchgehendes Fenster geschlitzt. 1980 entwickelt sich der Schlitz dann, er verdoppelt sich vertikal bei *Yamaguchi Photo Studio* (Kyoto) und horizontal bei *Pharao* (Kyoto, 1984). Er verdreifacht sich im Entwurf *Crystal Palace* (1988) und vervierfacht sich sogar im Entwurf *Zeus* (Entwurf 1987, Bau 1989), wobei er nochmals durch zwei seitliche Schlitze verdoppelt wird.

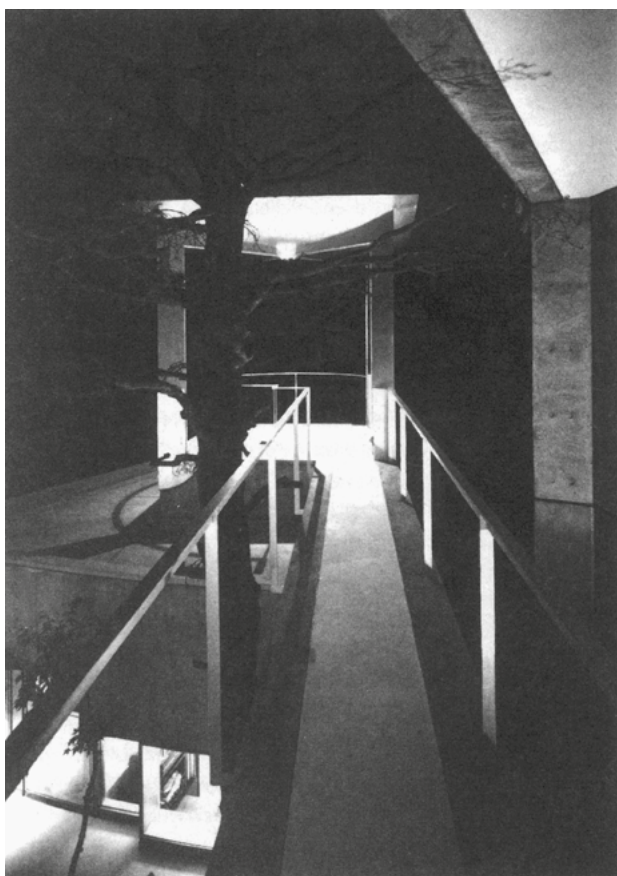
Trennung des Gebäudes in zwei übereinandergesetzte Teile unterschiedlichen Stils. Hier handelt es sich um eine andere Vorgehensweise zur Verunsicherung der Wahrnehmung, die neueren Datums ist: die Schaffung eines Hohlraum-Effekts. Sie ist besonders deutlich bei *Yoshida House* (Kyoto, 1982), wo eine erste düstere Ebene dahin tendiert, mit dem



Naruto Gion

Kontext einer alten Straße zu verschmelzen, während ein massiver heller Überbau in die Landschaft vordringt. Von 1986 an wird diese Vorgehensweise systematisch ausprobiert. *Origin III* (Kyoto, 1986) stellt sogar eine dreifache Überlagerung von Stilen dar; *Maruto IV Building* (Tokyo, 1987) und in der Folge noch rund zehn Entwürfe und Realisierungen werden dieses stilistische Mittel immer weiter verfeinern.

Aufstieg zum Himmel, der ins Leere führt. Es handelt sich hier um eine Vorgehensweise, die man auch bei anderen japanischen Architekt:innen findet. Was aber ihre Anwendung bei Shin Takamtsu kennzeichnet, ist ihr häufig willkürlicher Charakter. Während der von der japanischen Tradition inspirierte Laternenaufstieg an der Fassade des *Takahashi House* (Osaka, 1983) kein Problem darstellt, verfügt *Pharaoh* (Kyoto, 1984) im Inneren über



House at Sugakuin II (Foto: Tomio Obashi)

einen geradezu schwindelerregenden Aufstieg. Manchmal, wie im *House at Shugakuin II* (Kyoto, 1985), steigt eine durch ihr Spiegelbild verdoppelte Treppe majestätisch auf, um auf ein Podest zu münden, das wie eine Sackgasse erscheint. Im Entwurf *Syntax* ist es das ganze Gebäude, das wie eine immense Treppe durchgeformt ist, die auf zwei gigantische Flügel führt.

Schlund-Öffnung. Es handelt sich ebenfalls um eine häufige Behandlung des Raumes, deren ältester und ausgeprägtester Beleg mit dem *Yamamoto Atelier* (Kyoto) auf das Jahr 1978 zurückgeht. 1979 ist es die Gesamtheit des *Yamagushi Photo Studio* (Kyoto), die durch ein großes mundhöhlenartiges, würfelförmiges Gefüge verschlungen zu werden scheint.

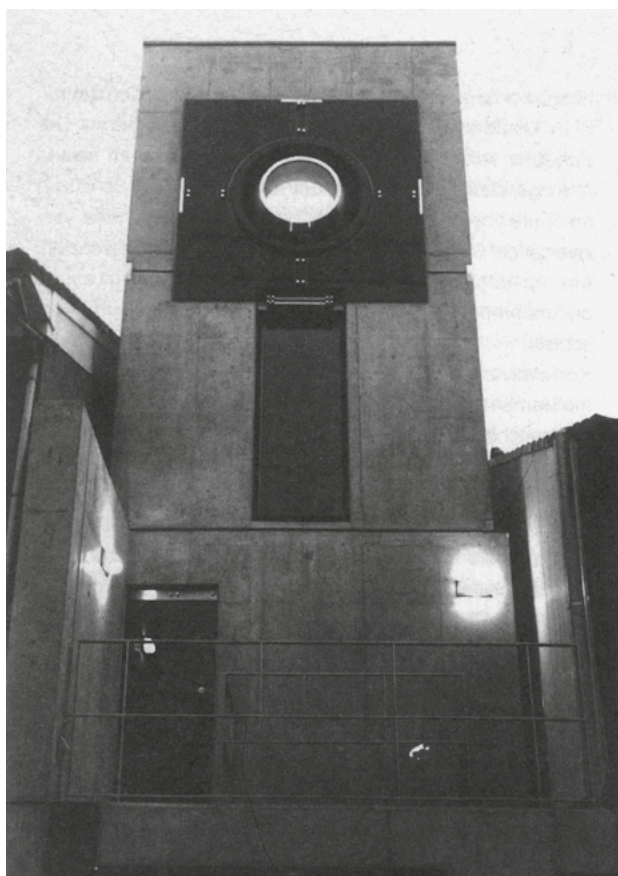
Die okularen Strukturen. Unter den Fenstern, den Öffnungen und anderen Formen sind es die okularen Strukturen, die schließlich die Umkehrung der Architektur-Komposition in ein partiales Äußerungsobjekt bewirken. Sie sind es, die die Vergesichtlichung der von Shin Takamatsu konstruierten Fassaden zustande bringen. Man findet sie dort überall wieder: ein zyklisches Auge (*Miyahara House*, Kyoto, 1982) oder zwei übereinandergesetzte Augen (*Pharaoh*, Kyoto, 1984); oder zwei Augen nebeneinander (*Sasaki Confectionary Factory*, Kyoto, 1981); oder zwei unterschiedlich große und im Verhältnis zueinander versetzte maschinische Augen (*Ark*, Kyoto, 1983); oder zwei Augen, die zu einem Eulenkopf verschmelzen und das Symbol „Killing Moon“ bilden, eine Art Signatur von Shin Takamatsu (*Origin I*, Kyoto, 1981); oder vier horizontale Augen, die symmetrisch zu einer geflügelten Figur angeordnet sind, welche ebenfalls an den „Killing Moon“ erinnert (*Matsui House*,

Kyoto, 1986); oder vier viereckige Augen, die aus vier Quadraten zusammengesetzt sind und die vor dem Hintergrund einer gewölbten Oberfläche reflektieren (*Origin II*, Kyoto, 1982); oder eine ganze Fassade aus quer durchgestrichenen Augen (*Cube II*, Amagasaki, 1987). Alle einzelnen Varianten werden erprobt. Und es muss hervorgehoben werden, dass selbst in den seltenen Fällen, wo die Augen nicht durch ausdrückliche Figuren verkörpert werden, der Gesichtseffekt durch andere Mittel gesucht wird.

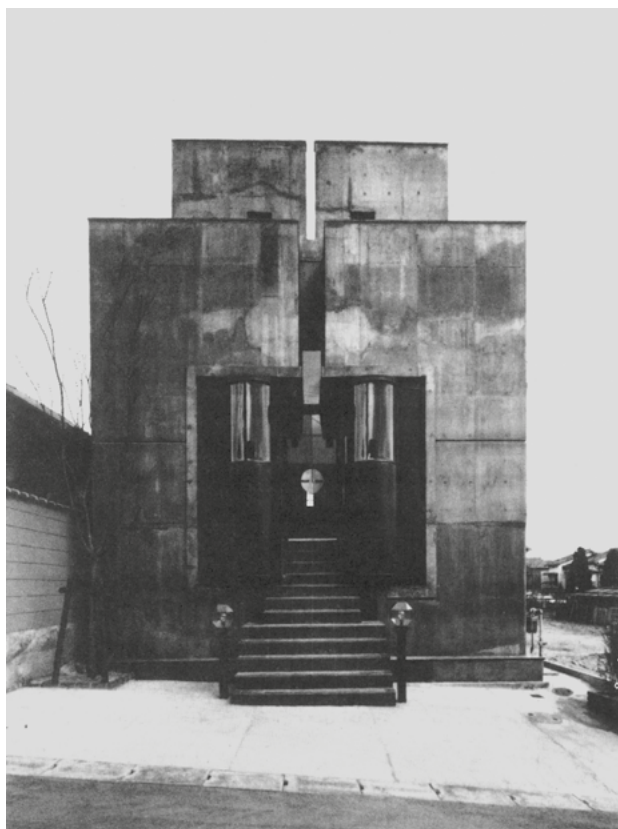
Die zentrale Frage, die durch diese Gesichtshaftigkeit der Bauwerke aufgeworfen wird, ist die nach der Beziehung zwischen den psychologischen und den ästhetischen Aspekten im Schaffen Shin Takamatsus. Es lässt sich da eine zwanghafte Dimension erahnen, die anlässlich jedes neuen Entwurfes im schöpferischen Ablauf auftaucht. Shin Takamatsus architektureales Objekt ist in seinem Verhältnis zu den Plänen der eigentlichen Projektierung von Grund auf dezentriert. Es entwickelt sich diesseits ihrer rationalen Kohärenz von einem offenen, virulenten Triebherd her. Ausgehend von diesem unbewussten Raum entwickeln sich die räumlichen Singularitäten, die die gewöhnliche Wahrnehmung, die mit den Bauten Shin Takamatsus konfrontiert wird, so stark irritieren. Der Schöpfer selbst erklärt, dass er immer wieder vom selben Anfangsschriftzug ausgeht, von einem semiotischen Schriftzug mit Tinte auf Papier, der sich über unvorhergesehene Verzweigungen, Streichungen und Wiedervornahmen differenziert, um fortschreitend die Konsistenz eines Prozesses anzunehmen, der dann nur noch von sich selbst abzuhängen scheint.

Korrelativ zu den bereits erwähnten architekturealen Schizes, müsste man sicherlich die beständige Neigung

Shin Takamatsus untersuchen, eine Art ursprüngliche Verdoppelung zu überwinden: die Heimsuchung durch den Auflösungsstaumel und eine Todesfaszination. Welche Wichtigkeit aber den archaischen Phantasmen, die hier ins Spiel gebracht werden, auch zukommt, mir erscheint es unangemessen, das Wesentliche dieses architektonischen Ansatzes auf sie zurückführen zu wollen. Denn das Objekt findet hier seine Festigkeit oder Konsistenz genau dann, wenn es



Miyabara House (Foto: Katsuaki Furudate)



Yamamoto Atelier (Foto: Tomio Ohashi)

einmal eine bestimmte Autonomisierungsschwelle überschritten hat und in der Lage ist, seine kontextuellen Beziehungen wieder vollständig neu zu erschaffen. Besonders deutlich ist dieses Phänomen beim prunkvollen Bauwerk *Kirin Plaza* (1987), das auf einem Platz und am Ufer eines Flusses in Osaka errichtet wurde, die durch sein Eindringen einer wirklichen Metamorphose unterzogen worden sind. Von der triebhaften Phase, in der die erste Zeichnung entsteht, bis zur schließlichen Einpflanzung in das städtische Gewebe: das deterritoralisierte urbane Objekt wird

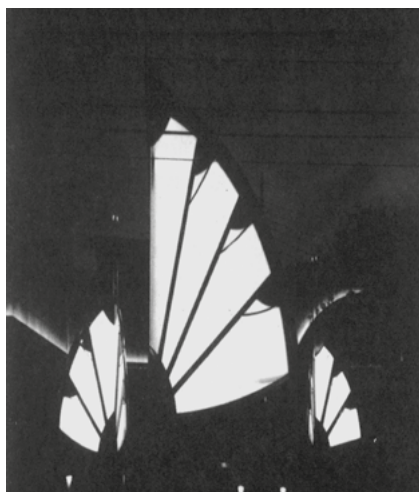
durch eine ganze Reihe von Mutationen der Ausdrucks-
materie immer weiter von der anstoßgebenden Psyche abge-
löst. Meiner Ansicht nach ist diese Ablösung und die Aus-
richtung auf die Unabhängigkeit der Architektur-Maschine
dasjenige, was die hauptsächliche Zielrichtung der Arbeit
von Shin Takamatsu ausmacht. (Es ist mehrmals vorge-
kommen, dass er einen vollständig und zur gänzlichen Zu-
friedenheit seiner Auftragskunden fertiggestellten Entwurf
bei Null wieder angefangen hat, einzig und allein, weil ein
verborgener, nur vom Autor verspürter Riss die Konsistenz
des autonom gewordenen Objekts bedrohte.)

Man könnte also drei Hauptphasen in der Entstehung
des Werkes unterscheiden:

- eine Arbeit des Phantasmas, die sich wesentlich über
die Zeichnung vollzieht;
- eine Arbeit der Niederkunft und der fast schon exorzis-
tischen Loslösung des architekturellen Objekts von sei-
nen phantasmatischen Wurzeln;
- eine Arbeit der Harmonisierung seiner plastischen
Formen mit ihrem äußeren Kontext und ihren internen
funktionalen Zwecken.

Übrigens besteht der verwirrendste und, das muss zuge-
standen werden, der manchmal bedrohlichste Aspekt, vor
allem in den ersten prägenden Werken, in der effektiven
Asymmetrie zwischen äußerer Wahrnehmung und inne-
rem Erfassen ein und desselben Gebäudes. Man spürt, dass
Shin Takamatsu, wenn er sich mit dem Geheimnis der In-
nerlichkeit seiner Bauten befasste, manchmal von einem
schwierig zu meisternden Prozess mitgerissen worden ist.
Manchmal sagt man sich, dass er vielleicht früher hätte auf-
hören sollen, was bei den Außen-Gefügen niemals der Fall
ist. Heben wir hervor, dass diese Gefahr des Hinauszögerns
bei den jüngsten Werken nicht mehr besteht, hat doch der

atemlose Rhythmus der in Angriff genommenen Projekte diese auf die Inneneinrichtungen bezogene Abgrund-Faszination zurücktreten lassen (wie es zum Beispiel der Fall ist bei *Orphe*, Aichi, 1987). Ebenso ist denkbar, dass die Zukunft für Shin Takamatsu weitere dialektische Rendezvous bereithält, von denen aus diese zentrale Problematik der Verschränkung von Innerem und Äußerem in noch anderer Weise wieder aufgenommen werden kann.



Earthtecture Sub-1 (Foto: Katsuaki Furudate)

Text von 1989, zuerst in englischer Sprache erschienen.

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen in *Shin Takamatsu, ein Architekt aus Kyoto. Mit Beiträgen von Félix Guattari, Paul Virilio, Shin Takamatsu u.a.*, Berlin: Merve, 1995, S. 56–83. Mit freundlicher Erlaubnis des Merve Verlags.

Singularisierung und Stil

Gespräch mit Shin Takamatsu

Félix Guattari: Ich möchte gern den Unterschied zwischen Innen und Außen diskutieren, der mir in vielen deiner Projekte aufgefallen ist. Wie gehst du in deinem Arbeitsprozess mit dem Verhältnis von Innen und Außen um?

Shin Takamatsu: Ich denke, dass die äußere Fassade der Architektur eine Beziehung zu dem Außen hat, das die Straße, die Umwelt und die Natur umfasst. Ihre Bedeutung ist hauptsächlich eine Angelegenheit der Öffentlichkeit. Andererseits kann das Innere der Architektur sein eigenes inneres System erschaffen, ohne eine direkte Beziehung zum Außen zu haben. Deshalb entsteht eine Lücke zwischen der funktionalen Rolle des Außen, Botschaften zu vermitteln, und dem Inneren. Ich finde die Aufgabe, dieser Lücke ein architektonisches Design zu geben, sehr spannend.

FG: Was verstehst du unter Design einer Lücke?

ST: Manchmal kann das Äußere die Vollkommenheit des Inneren erschüttern. Es geschieht etwas dramatisches, wenn ein äußeres Licht aus einem Raum mit einer fremdartigen Morphologie ins Innere fällt und sofort die Entstehung seiner autonomen Welt verhindert.

FG: Eine Welt, die autonom sein sollte, bricht zusammen, weil es nun ein Fenster gibt?

ST: Genau. Deshalb ist das Wort „Design“, das ich eben gebraucht habe, vielleicht nicht ganz richtig. Eigentlich

möchte ich ein Element haben, so etwas wie eine Lücke oder etwas Dramatisches, um das innere System zu verstärken. Ich habe versucht, das Äußere und das Innere dahin zu bringen, sich gegenseitig zu verstärken.

FG: Aber beginnst du nicht immer mit dem Äußeren?

ST: Doch, natürlich.

FG: Denkst du, dass das Innere als Gegenstand schwieriger zu behandeln ist? Ich meine, fühlst du dich durch seine Größe eingeschränkt?

ST: Ist Größe wirklich ein räumlicher Aspekt?

FG: Ich denke schon.

ST: Die meisten inneren architektonischen Räume, die ich entwerfe, sind Räume, die rein zentripetalen Kräften unterworfen sind. Deshalb werden die verschiedenen inneren Maßstäbe verringert, während die äußeren ausgedehnt werden, bis sie jedes menschliche Maß verlieren. Wenn du ein Photo davon machst, schrumpft das Äußere in Richtung Mittelpunkt, sodass das Außen aussieht wie ein Palast, der einen winzig kleinen Edelstein beherbergt.

FG: Ich habe den Eindruck, dass du heute im Vergleich mit deiner früheren Architektur bei der Gestaltung der verschiedenen Elemente des Inneren sehr geschickt geworden bist. Zum Beispiel die Gebäude, die ich gestern gesehen habe. Ich denke, du hast für *Orphe* ein größeres Inneres entworfen als für *Origin*.

ST: Es ist überaus schwierig, einen sich zusammenziehenden Raum zu bauen, wenn man sich auf die Kraft des Inneren beschränkt. Das ist so, als ob ich mich unendlich viel kleiner machen würde. Vielleicht wird dies wegen meines Alters immer schwieriger. Ich habe jetzt angefangen, einen Raum zu entwerfen, bei dem der Innenraum nach außen drängt.

FG: Weil ich spürte, dass bei *Orphe* die inneren und äußeren Maßstäbe virtuell gleich waren.

ST: Das stimmt. Ich versuche, bei den meisten Projekten, an denen ich zur Zeit arbeite, das Innere als eine weitere Außenseite zu behandeln. Das ist eine Art Paradox.

FG: Es ist ein sehr wichtiger Punkt. Ich denke immer, dass du versuchst, den Kontrast zwischen dem Inneren und Äußeren zu vermeiden, und dass dies mit deinem Arbeitsprozess zusammenhängt. Dies bringt uns zu einer wichtigen Idee der Schaffung des Kontexts durch einen solchen Kontrast und den Versuch, dem System zu entkommen, das Subjektivität auf ein Produkt des Inneren reduziert. Ich würde gern wissen, ob du das Gefühl hast, eine Schwelle zu überschreiten. Und ich würde gern wissen, ob du in den konkreten Stadien, die zur Vervollkommenung einer architektonischen Struktur führen, über den Bereich des Bauens hinausgehst. Meinst du, dass es in diesem Zusammenhang wichtiger ist, das Äußere, das Innere oder beides in gleichem Maße zu gestalten?

ST: Man erwartet von der Architektur, dass der äußere Kontext der inneren Struktur entspricht. Ich habe angefangen zu überlegen, ob das Narrativ und die Interpretation,

die von einem solchen festen Schema unterstützt werden, doch nicht so reich sind, wie ich dachte. Für mich ist heute wichtig, was über dieses Schema hinausgeht, um einen Punkt zu erreichen, an dem die Architektur selbst eine Tiefe bekommt. Ich finde es sehr schwierig, Architektur zu machen, die nicht wirklich eine Tiefe oder Dicke hat. Meine Methode besteht darin, eine Art Paradox zu benutzen. Ich gestalte das Äußere so, dass es sehr dicht ist, damit es in andere Ebenen übergeht. Ich versuche, Dicke und Tiefe herzustellen, indem ich dies innerhalb des Kraftfelds mache. Das ist mein aufregender und kritischer Kampf mit dem Verhältnis von Innen und Außen.

FG: Nach meiner Interpretation gibt es zwei Arten von Prozessen, um Dinge zu schaffen, die zwar völlig verschieden sind, aber notwendigerweise zusammenhängen. Bei dem einen Prozess tritt man in eine phantasmatische Beziehung zu dem Objekt ein, das man schaffen will. Wenn man sich in übertriebenem Maße der Phantasie hingibt, verliert man sein Gefühl für den Maßstab, und der produzierte Gegenstand ist keine Architektur. Ich habe das Gefühl, dass du während des schöpferischen Prozesses gegen den überbordenden Strom der Phantasie ankämpfst, dass du gegen den Überfluss kämpfst. Beim zweiten Prozess erkennst und verstehst du die verschiedenen Operationen der Korrespondenz, die zwischen den beiden Maßstäben in nahezu paranoier Weise zu Tage treten.

ST: Auf welcher Ebene findet diese Korrespondenz statt?

FG: Auf jeder Ebene, vom Ganzen bis zu den verschiedenen Strukturelementen des Gebäudes. Du scheinst dich

in meinen Augen dem Überfluss genau dadurch entgegenzustellen, dass du keine dieser beiden dialektischen Stadien unterdrückst. Ich würde gern wissen, wie du mit dem Unterschied zwischen dem Zeichnen auf dem Papier und deiner reinen Phantasie umgehst? Einer Phantasie, die zum Beispiel Formen wie ein menschliches Gesicht oder den Körper eines Tieres hervorbringt. Anders gesagt, wie bringst du deine Einbildungskraft und die verschiedenen praktischen Anforderungen in Einklang, wenn du zeichnest – trotz der Spaltung, die es zwischen beiden gibt?

ST: Bei meiner gestalterischen Arbeit ist es nicht möglich, zwischen diesen beiden Dingen zu unterscheiden. Ich vermute, es gibt so etwas wie eine abstrakte Idee von Architektur. Ich denke, es ist möglich, all diese Dinge gemeinsam in Resonanz zu bringen, indem man die verschiedenen Systeme der Architektur selbst benutzt, um alles in Frage zu stellen, was den architektonischen Raum zustande bringt, einschließlich der Beziehung von Innen und Außen. Bei all diesen Versuchen wird die Einbildungskraft, die an den Wahn grenzt, zu einem Werkzeug, oder manchmal wird der absichtliche Missbrauch dessen, was bekannt ist, oder der Missbrauch des Maßstabs zu einem bestimmten Werkzeug. Es gibt verschiedene Ebenen von Werkzeugen, die nützlich sind, um die abstrakten Ideen der Architektur zu erschüttern, von den bewussten bis zu den unbewussten.

FG: Das ist sehr interessant. Ich möchte dir gern eine weitere Frage stellen. Stimmst du zu, dass du letzten Endes im Objekt lebst, als ob es deine eigentliche Existenz wäre?

ST: Wie meinst du das?

FG: Deine Mitarbeiter:innen haben mir zum Beispiel erzählt, dass du ein Projekt oft immer wieder neu gestaltest, obwohl die Kund:in völlig damit zufrieden war. War das dann, kurz gesagt so, dass du selbst nicht in dem Objekt leben konntest?

ST: In diesem Sinne, ja.

FG: Das hängt mit einem Thema zusammen, das mir sehr wichtig ist. Ich denke, es kann sein, dass Schreiben und Zeichnen dasselbe sind. Denotation und Signifikation unterscheiden im System der Zeichen zwei Funktionen. Denotation ist die Relation, die Indizierung benutzt, um das Objekt direkt zu beschreiben. Aber Signifikation verweist nicht direkt auf das intentionale Objekt. Es gibt eine Diskontinuität zwischen der Signifikation und dem intentionalen Objekt.

ST: Ich habe diese Kluft als „diversionales Ereignis“ bezeichnet, weil ich denke, dass Architektur eine Art Zeichensystem ist.

FG: Für die Linguist:innen haben Signifikat und Signifikant eine willkürliche Beziehung. Es gibt keine existenzielle Beziehung zwischen dem Bleistift als Phonem und dem Bleistift selbst. Oder vielmehr, es gibt kein System der Korrespondenz, oder, falls es existiert, wäre es nur ein System von willkürlichen Verbindungen. Dies widerspricht der konventionellen Sichtweise. Ich möchte vorschlagen, dass wir versuchen, eine weitere Dimension, eine weitere Ebene zu erfassen. Die erste Kategorie

nenne ich Denotation, die zweite Signifikation, und ich habe eine dritte hinzugefügt, die ich die existenzielle Funktion nenne. Diese Funktion führt zum Beispiel bei einer Architektur wie der des *Kirin Plaza* zu einer autonomen Subjektivität. Die Subjektivierung schafft einen existenziellen Bereich in der selben Weise, in der sie einen selbst erschafft. Deshalb würdest du in deiner Architektur leben. Und diese autonome Funktion muss zweifellos auch für Leute funktionieren, die dort leben oder vorbeikommen.

ST: Ich denke, dass diese Distanz wahrscheinlich eine Äquidistanz ist, die es schon immer zwischen der Architektur, der Architekt:in und denen, die dort leben oder vorbeikommen, gegeben hat. Diese Trennung macht es möglich, die autonome Funktion zu aktivieren.

FG: Ja, ich glaube, das Gleiche gilt zum Beispiel für die Subjektivität in der Musik. Es gibt die gleiche Distanz zwischen einem Musikstück, jenen, die es spielen, und jenen, die es hören. Kurz gesagt, da ist ein automatisches System der Selbst-Referenz am Werk. Im Allgemeinen kann das Objekt dem System der äußeren Referenz nicht entgehen, das existenzielle System kann sich ihr allerdings voll und ganz entziehen. Dem existenziellen Objekt drohen ständig Tod oder Vernichtung, weil das Objekt, das die Funktion der Selbst-Referenz hat, sich insofern vom normalen Objekt unterscheidet, als es an der Grenze von heterogenen Räumen existiert, die es verschwinden lassen können. Deine Architektur ist genauso; mit anderen Worten, irgendwo ist eine Trennung auf der semantischen Ebene aufgetaucht. Für mich ist es ein sehr interessanter Punkt, dass eine semantische

Abtrennung vom Zeichensystem stattgefunden hat. Die Funktion der Denotation und Signifikation funktioniert nicht mehr, und die Trennung beginnt, sich ihrerseits zu bewegen. Das heißt, das Referenzsystem sieht nun folgendermaßen aus: Verschiedene Strukturen verbinden sich und beginnen erst dadurch zu funktionieren, dass sie ihre gegenseitige Stärke verbinden, und dadurch kommt es wiederum zur Entstehung von Subjektivität. Meiner Meinung nach hat deine Subjektivität die Struktur dieser Art von Referenzsystem. Das Problem ist, einen Standard zu finden, um Entscheidungen zu treffen und die Kontrolle zu behalten. Die Lösung ist nichts anderes als individuelle Phantasie oder Archais, mit anderen Worten, ein psychologischer Standard für die Kontrolle. Es erfolgt eine Anpassung der Maßstäbe auf zwei Ebenen, zum einen der Ebene der individuellen Schöpfung und zum anderen der Ebene von unterschiedlichen architektonischen Faktoren. Diese Standardfunktionen verbinden sich mit den Funktionen eines existenziellen Bereiches, und deshalb entsteht eine Korrespondenz zwischen der individuellen Ebene und der Ebene, die Leute spüren, wenn sie diesen Raum bewohnen.

ST: Ja, ich denke, das ist richtig.

FG: Es wäre sehr wichtig, dass Leute in der Richtung arbeiten, die ich soeben skizziert habe, denn sonst besteht die Gefahr, dass alles in einer psychologischen Dimension endet. Die psychologische Dimension ist jedoch nur ein Bestandteil des Schöpfungsprozesses. Ich stelle mir vor, du hast deine eigene innere Logik. Kannst du mir darüber etwas erzählen?

ST: Was meine Methodologie betrifft, gibt es mehrere Dimensionen, die betrachtet werden können. Da gibt es die Dimension der archaischen Phantasie, verschiedene mathematische Dimensionen, Referenzen, die das Zeichensystem der Architektur tragen etc. Es ist unmöglich zwischen all diesen Dimensionen zu vermitteln. Selbst wenn ich ein kleines Wohnhaus entwerfe, muss ich die Mischung dieser Schichten von Dimensionen durchqueren (*traverse*). Das Wort *traverse* hat dieselbe Bedeutung wie das Wort Resonanz, das wir vorhin benutzt haben. Doch selbst wenn die Resonanz eine große Amplitude hat, gibt es fast immer einen Moment, in der sie nicht funktioniert. Das kann folgendermaßen ausgedrückt werden: Die verschiedenen Dimensionen sind elektrisch aufgeladen worden und erreichen einen kritischen Punkt, an dem sie zusammenzubrechen drohen. Ich glaube an diesem Punkt entsteht Subjektivität. Das ist vielleicht der Grund, warum meine Architektur ein dichtes Nichts erzeugt.

FG: Die japanische Philosophie hat den Begriff des *mu* (Nichts, Leere) sowie den des *kyoko* (reine Einbildung, Falschheit). Es gibt viele, die die Metaphysik des Nichts oder der Leere in der gegenwärtigen japanischen Architektur hervorheben. Dein dichtes Nichts unterscheidet sich aber von dieser Art von Nichts.

ST: In der Tat...

FG: Neben diesen Ebenen gibt es außerdem noch die Last der Vergangenheit. Du hast eben gesagt, dass du bei jeder Arbeit verschiedene Ebenen durchquerst – mathematische, soziale, ökonomische Systeme. Doch über

diese Ebenen hinaus hat deine Karriere als Architekt bis heute eine Vergangenheit angesammelt, obwohl du ständig versuchst, dich zu ändern. Diese zeitlichen Faktoren bilden auch eine Ebene, die durchquert werden muss. Du sagst, du hättest keinen eigenen Stil. Ich glaube nicht, dass man das so leicht sagen kann. Ich meine, abgesehen davon, dass du leugnest, einen Stil zu haben, wird das Ergebnis sein, dass du sozusagen nach und nach einen Stil ansammelst.

ST: In mir ist das starke Gefühl entstanden, dass sich eine Art Strömung in mir herausbildet, und deshalb ändern sich meine Methoden etwas. Vielleicht könnte man sagen, dass ich die Geschwindigkeit des Stroms aus den Augen verloren hatte. Anders gesagt, ich folge jetzt dem Fließen des Stroms, bewege mich eher mit derselben Geschwindigkeit wie der Strom als schneller oder als ein wenig stromaufwärts zu gehen.

FG: Wenn ich deine jüngsten Bauten anschau, bekomme ich ein Gefühl dafür, zum Beispiel bei den Säulen des Saifukuji Tempels. Doch wenn wir die Diskussion über deinen Stil fortsetzen, selbst wenn Stil für Dich persönlich eine Last ist, dann spielt dieser Stil in der zeitgenössischen japanischen Architektur doch eine Rolle. Mit anderen Worten, ich habe den Eindruck, du bist zuerst als ein merkwürdiger Außenseiter erschienen, aber diese Position veränderte sich, als du mehr und mehr Projekte vollendet hast. Weil du die Last der zeitgenössischen japanischen Architektur zugleich auf den Schultern trägst und sie an die Grenze treibst, bist du kein Außenseiter der Architektur mehr. Ich denke eher, du befindest dich in einer Position, in der du als Vertreter

der zeitgenössischen Architektur sprechen kannst. Ich denke, die Last des Stils hat diese Bedeutung.

ST: Ich würde diesen Umständen gerne besondere Aufmerksamkeit widmen. Es ist immer notwendig, aus meinem inneren Strom herauszutreten, und auch aus dem äußeren Strom, der ganz anders ist. Eben habe ich darüber gesprochen, dass ich meine Schritte wiederhole und einen kleinen Fortschritt mache. Indem man seine Aufmerksamkeit darauf lenkt, kann man beginnen, einen kleinen Unterschied im Fließen des Stromes zu machen. Diese kleinen Unterschiede rufen den starken Wunsch hervor, außerhalb zu stehen, sich von einer Subjektivität zu einer anderen zu bewegen.

FG: Das ist eine Art von Resonanz, nicht wahr? Letztlich sind die meisten Leute, die deine Architektur gesehen haben, überrascht von der Gestalt seltsamer Maschinen oder sagen, dass das ein seltsames phantastisches Stück Architektur sei, was definitiv ihr Hauptmerkmal ist. Aber es genügt nicht, sie nur auf der Ebene psychologischer Bestandteile zu betrachten. Es ist notwendig, deine Architektur noch einmal als einen Prozess der Singularisierung zu untersuchen. Wenn man das tut, wird deine Architektur als ein Effekt der Singularisierung erscheinen, die eine charakteristische Phantasie erschafft, die jede erfasst, alle Architekt:innen, und an der viele verschiedene Arten von Personen teilhaben. An diesem Punkt wäre es interessant, denke ich, wenn du deine eigene Schule gründen würdest. Vielleicht wird die gleiche Art von System in den Leuten ausgelöst, die du um dich herum versammelst, und jede von ihnen wird ihrer eigenen Singularisierung begegnen.

ST: Ist diese Singularisierung nicht die Konstruktion einer überwältigenden Distanz mittels der Internalisierung eines Objekts, in diesem Fall des autonomen Systems der Architektur?

FG: Ich denke, dass diese Distanz das Gleiche ist, was ich Maßstab oder Größe genannt habe. Ganz allgemein gesprochen, sind die verschiedenen Distanzen in der objektiven Welt die Unterschiede zwischen etwas und etwas anderem außerhalb von ihm. Deshalb müssen wir uns von den räumlichen oder zeitlichen Kräften trennen, anders gesagt, von den Beziehungen zum Außen, und uns direkt auf die Kräfte konzentrieren, indem wir unsere inneren Kräfte nutzen. Ich möchte ein weiteres Beispiel aus der Musik anführen. Musiker:innen studieren die Partitur im Detail, sie betrachten ihre eigene Spieltechnik, sie betrachten ihr Verhältnis zum Orchester und die Wünsche des Publikums, und schließlich betrachten sie ihre eigenen Gefühle. Diese vielfältigen unterschiedlichen Dimensionen kommen zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammen und erzeugen eine Resonanz und Harmonie, die für uns die Autonomie eines musikalischen Objekts ausmacht. Zu diesem Zeitpunkt beginnt die Komposition, von selbst und ohne Berücksichtigung des Außen zu funktionieren. Dies ist sozusagen eine Erkenntnis aufgrund einer Übertragung (*transference*), eine Erkenntnis, die auf Begriffen beruht. Man könnte auch sagen, dass das ein Verstehen ist, das auf Gefühlen und nicht auf Begriffen beruht. Doch sind das keine vagen Gefühle, sondern sehr akkurate und zweckmäßige Emotionen. Sie sind zweckmäßig, weil sie unserem Verständnis entsprechen, das letztlich mit dem existenziellen Bereich fest verbunden ist, der aus vielfältigen

unterschiedlichen Universen besteht. Was die Zukunft angeht, so wird es sehr interessant sein, wie sich deine sehr individualistische Architektur ändern wird, wenn du anfängst, an Krankenhäusern, psychiatrischen Anstalten, Schulen, etc. zu arbeiten. Mit anderen Worten, ich würde gern sehen, wie die verschiedenen Faktoren dieser Systeme in deinen Gestaltungsprozess eingehen.

ST: Kann Architektur sich der Architekt:in fügen, kann sie sich ihr ergeben? Ich habe meine Frau gefragt, die Ärztin ist, wie man diese Frage beantworten soll. Ihre Antwort war kurz und bündig. Sie meinte, im Falle eines Krankenhauses müsse man sich in die Patient:in hineinversetzen. Als ich heute deinen Vortrag hörte, habe ich angefangen darüber nachzudenken, was sie gesagt hat. Kannst du dir ein Gespräch vorstellen zwischen einer Architekt:in, die funktionale Gebäude wie Krankenhäuser entwirft, und jemandem, der Gebäude entwirft, die sich sehr stark von dieser Art von funktionalen Gebäude unterscheiden?

FG: Nein, das kann ich nicht, denn ich bin kein Architekt. Doch in gewissem Maße kann die Antwort auf diese Frage in dem gefunden werden, worüber wir zuvor gesprochen haben. Die sogenannte funktionalistische moderne Architektur legte den Schwerpunkt auf die Funktion, und der Singularisierung auf der architektonischen Ebene wurde eine geringere Priorität beigelegt. In deinem Fall hat die Singularisierung auf der architektonischen Ebene deutlichen Vorrang. Daher denke ich, die Antwort ergibt sich daraus. Die psychiatrische Anstalt, in der ich arbeite, ist zum Beispiel ein sehr altes Gebäude, das nicht als Krankenhaus entworfen wurde,

sodass es aus funktionaler Sicht viel zu wünschen lässt. Denn Gebäude sind für die Zwecke vorgesehen, für die sie gebaut wurden. Dennoch können Räume und Flure neue und einzigartige Funktionen annehmen. Räume verlieren ihren ursprünglich menschlichen Charakter und können durch die Leute, die jetzt da sind, neu gestaltet werden. In diesem Sinne kann gesagt werden, dass das Gebäude zu der Zeit, in der es kein Krankenhaus war, eine geringere Möglichkeit zur Singularisierung und Autonomisierung hatte. Kannst du dir eine künftige Architektur und eine virtuelle Architektur vorstellen?

ST: Als ich Architekturstudent:innen unterrichtete, bin ich immer auf große Hindernisse gestoßen. Obwohl es auch Beispiele gibt, in denen Kommunikation unmittelbar stattfand, aber das geschah definitiv nicht aufgrund irgendeines universellen Verständnisses. Das war eine sehr spezielle Entdeckung oder Kommunikation. Man könnte auch sagen, dass dies die Konstruktion einer virtuellen Architektur innerhalb der Architektur selbst war.

FG: Ich denke, das ist so, weil Singularität neue Singularitäten auf den Plan ruft, im Gegensatz zur Universalität, die einen Konsens voraussetzt.

Gespräch von 1989, zuerst in japanischer Sprache erschienen.

Übersetzt von Ronald Voullié, zuerst erschienen in Félix Guattari, *Schriften zur Kunst*, Berlin: Merve 2016, S. 109–121. Mit freundlicher Erlaubnis des Merve Verlags.

Architektur und Psychiatrie

Dieses Sonderheft von *Recherches*, das den Problemen der Psychiatrie aus der Perspektive der Architektur und des Städtebaus gewidmet ist, stellt einen bedeutenden Schritt in der Entwicklung des „Verbands der institutionellen Studien- und Forschungsgruppen (*Fédération des Groupes d'Etudes et de Recherches Institutionnelles*, F.G.E.R.I.)“ dar.

In ihrer Gründungsphase beschäftigten sich die Gruppen des F.G.E.R.I. im Allgemeinen damit, ein erstes Forschungsthema zu finden und die Modalitäten ihrer Arbeit festzulegen. Dann kam die Organisation vielfältiger interdisziplinärer Treffen, die zur Folge hatten, diese anfänglichen Projekte etwas durcheinander zu bringen: Die Fragen und die Bedürfnisse, die von Teilnehmer:innen anderer Gruppen formuliert wurden, führten zu Situationen der Dringlichkeit, in denen bestimmte Fragen, die noch offen waren oder als geklärt galten, in den Vordergrund gerückt wurden, während andere, die klassischer waren, in den Hintergrund traten...

So wurde die Arbeitsgruppe der Architekt:innen und Stadtplaner:innen nach einer Reihe von Treffen mit der Gruppe der Psycholog:innen, der Gruppe der Ethnolog:innen und schließlich der Gruppe der Pädagog:innen (*Groupe d'Education Thérapeutique*), die zum Thema Raum und mit Blick auf eine Langzeitstudie veranstaltet wurden, eine Zeit lang buchstäblich von einem großen Arbeitsausschuss „absorbiert“.¹ Dieser Ausschuss bestand hauptsächlich aus

¹ Dieser Arbeitsausschuss, der seit Mai 1966 tätig war, umfasste bis zu 60 Teilnehmer:innen und Korrespondent:innen [...]. Die Sitzungen fanden ungefähr einmal im Monat in Paris in den Räumlichkeiten des F.G.E.R.I., 7, avenue de Verzy, in einer lebhaften und sympathischen Atmosphäre statt. Die Treffen begannen um 18.30 Uhr und endeten selten vor ein Uhr morgens, nur unterbrochen von einem kurzen Imbiss...

Psychiater:innen, die sich zusammengefunden hatten, nachdem zwei ärztliche Planer – Guy Ferrand und Jean-Paul Roubier² – einen Bericht über die Untersuchung eines Entwurfs zu den „Bauvorschriften für psychiatrische Krankenhäuser“ verfasst hatten, mit dem sie vom Sozialministerium (*Direction de l'Équipement Sanitaire et Social*) beauftragt worden waren.³

Diese Begegnung zwischen Architekt:innen und Psychiater:innen lag in der Logik der Dinge, denn verschiedene Themen wie Kommunikation, Öffnung der Einrichtungen gegenüber der Stadt usw. waren ihnen gemeinsam, nicht nur auf ideeller Ebene im Rahmen ihrer jeweiligen Disziplin, sondern auch in der Praxis, da diese Themen die Dimension eines echten sozialen Dramas annahmen.

Außerdem hatten viele der Architekt:innen und Psychiater:innen schon lange vor diesen Treffen bei der Prüfung verschiedener Krankenhausprojekte miteinander zu tun gehabt. Es war also bereits eine Problematik entstanden, Affinitäten waren bereits erkennbar, und es war

2 Die unabhängigen ärztlichen Planer Dr. Ferrand und Dr. Roubier sind auch Mitglieder des *Centre d'Études, de Recherche et de Formation Institutionnelle*, einer dem F.G.E.R.I. angeschlossenen Forschungsorganisation. Das C.E.R.F.I. ist berechtigt, mit öffentlichen oder privaten Einrichtungen Forschungsverträge über Probleme abzuschließen, die die Arbeit des F.G.E.R.I. anregen und bereichern können. Es hat sich nämlich als unerlässlich erwiesen, dass die Gruppen des F.G.E.R.I. über eine gewisse Anzahl an grundlegenden Arbeiten verfügen können.

3 Diesem Bericht, der im vorliegenden Heft *in extenso* präsentiert wird, haben wir die sehr interessante Studie über „Un centre de Santé Mentale Urbain“ von Frau Nicole Sonolet, Architektin des Hôpital de l'Eau Vive in Soisy beigefügt. Diese Studie über ein psychiatrisches Zentrum, das zum Sektor des 13. Arrondissements von Paris gehört, ergänzt den Bericht von Dr. Ferrand und Dr. Roubier und stellt ihn in einen allgemeineren Rahmen.

leicht, aus diesen „Profit zu schlagen“. Bereits zu den ersten Treffen luden die einen die anderen ein, weil Fragen offen blieben und man sich versprach, sie eines Tages in Ruhe aufgreifen zu können.

All dies führte zu einer beträchtlichen Anzahl von Ideen, die natürlich nicht jedes Problem „zu Ende“ bringen konnten. Aber es wurden Meilensteine in Richtung verschiedener möglicher Weiterentwicklungen gesetzt...⁴ Um ehrlich zu sein, und das wird sich beim Lesen des Diskusstils dieses Sonderhefts zeigen, sind wir weit davon entfernt, zu allen aufgeworfenen Fragen eine einheitliche Meinung zu erreichen.

Viele der beteiligten „Parteien“, sowohl Psychiater:innen als auch Architekt:innen, neigten manchmal dazu, die Dinge nur aus ihrer jeweiligen Perspektive zu betrachten, z. B. als Psychiater:in oder als Architekt:in, als Person aus der Provinz oder aus Paris usw., ohne ihre Ausgangspositionen vollständig beizubehalten. Es hat sich als schwierig erwiesen, diese Art von interdisziplinärem „Transfer“ angemessen zu bewerkstelligen, diese Übertragung von Situationen, die es ermöglicht, mehr als nur „um die Sache herum“ zu gehen und sie von innen heraus zu erfassen, ohne die Kontingenzen zu berücksichtigen, die den verschiedenen epistemologischen Herangehensweisen eigen sind.

Trotz dieser Einschränkungen, die jedem interdisziplinären Unternehmen, zumindest in der Anfangsphase,

⁴ Insbesondere Dr. Paumelle und Dr. Bailly Salin betonten, dass es dringend notwendig sei, unter dem Blickwinkel, unter dem wir die psychiatrischen Krankenhäuser behandelten, die Probleme der Einrichtungen, Standorte usw. im Bereich der unangepassten Kindheit und der Kinderneuropsychiatrie wieder aufzugreifen (siehe hierzu die Skizze eines Forschungsprojekts des C.E.R.F.I. zu diesen Fragen).

innewohnen, bleibt die Bilanz dieser Treffen weitgehend positiv. Das liegt zweifellos daran, dass sie unbewusste Mechanismen ins Spiel bringen und nicht einfach nur Informationen weitergeben oder Urteile gegenüberstellen. Durch diese Art von „Reibung“ werden Ausdrücke von einer Gruppe zur anderen weitergereicht, um Allgemeingut zu werden, und aufeinanderfolgende semantische Veränderungen schlagen Brücken zwischen Bezugssystemen und Analysemethoden, die ursprünglich weit voneinander entfernt waren. Es wird eine gemeinsame Sprache entwickelt, wo seit langem ein ganzer Bereich des Unwissens, der vorgefassten Meinungen und der Missverständnisse existierte, kurzum, es ist die Atmosphäre selbst, die anscheinend die doktrinären Positionen entkrampft. Mehrere Psychiater:innen, die nach der Befreiung [vom Nationalsozialismus] zu den Pionier:innen der Erneuerung der Psychiatrie in Frankreich gehörten, haben sich in diesem Zusammenhang auf den Geist der sogenannten „psychiatrischen Revolution“ berufen, einer Revolution, die verraten wurde.

Andere erinnerten an den Versuch der „Groupe de Sèvres“ in den Jahren 1957 und 1958 um Georges Daumézon,⁵ der uns heute, nachdem er einen großen Beitrag zur Belebung unserer Treffen geleistet hat, die Freude

5 [Georges Daumézon (1912–1979), französischer Reformpsychiater, von 1938 bis 1951 medizinischer Leiter der psychiatrischen Klinik von Fleury-les-Aubrais bei Orléans, einem der Entstehungsorte der Institutionellen Psychotherapie. (Es ist Daumézon, der 1952 zusammen mit Philippe Koechlin den Begriff *psychothérapie institutionnelle* prägt.) 1957 gründete er die „Groupe de Sèvres“, in der die Theorien des psychiatrischen Sektors und die Beteiligung von Krankenschwestern und Krankenpflegern an der Psychotherapie diskutiert wurden. Später war er Oberarzt an der psychiatrischen Klinik von Saint-Anne in Paris; Anm. d. Hrsg.]

und Ehre erweist, dieses Sonderheft von *Recherches* einzuleiten.

Doch unsere Ambition ist bescheidener. Wir behaupten nicht, dass wir hier absolut neue Elemente in die Sache einbringen. Wir haben uns vielmehr bemüht, sie in einem Rahmen und mit Begriffen neu zu formulieren, von denen wir hoffen, dass sie bei den Vertreter:innen der öffentlichen Hand, der Sozialversicherung, den zuständigen Behörden und allen anderen Nutzer:innen der „Sache“ Psychiatrie, auf welcher Ebene auch immer, besser ankommen als bisher.

Die öffentlichen Einrichtungen der französischen Psychiatrie (abgesehen von den psychiatrischen Abteilungen der Allgemeinkrankenhäuser) lassen sich schematisch auf drei Gruppen von Elementen zurückführen:

- traditionelle Irrenhäuser (*asiles*): Zusammenpferchen von Kranken in Räumlichkeiten, die von einem Gefängnis Konzept geerbt wurden,
- die Krankenhaus-Städte: ein neueres Konzept, besser ausgestattet; sie bieten bessere materielle Bedingungen für die Aufnahme und Pflege, haben aber den Nachteil, dass sie große Konzentrationen von Kranken realisieren, die in der Regel weit von den üblichen sozialen Lebensräumen entfernt sind,
- das Einpflanzen von Einrichtungen außerhalb des Krankenhauses in Verbindung mit einer stationären Einheit: Teilzeiteinrichtungen, Heime, therapeutische Werkstätten, Tageskliniken, Hausbesuche, ambulante Behandlungen, Familienplatzierungen usw., die in einem bestimmten Gebiet angesiedelt sind. Das Ganze wird von einem Team geleitet, das die gesamte Verantwortung für die psychische Gesundheit in einem bestimmten „Sektor“ trägt.

Fügen wir sogleich hinzu, dass es in der Praxis in diesem Bereich nur Anfänge oder fast nur Experimente gibt, wie die von Dr. Paumelle und seinen Mitarbeiter:innen organisierte „Sektorisierung“ des 13. Arrondissements von Paris; das entscheidende Problem war die anhaltende Weigerung der öffentlichen Hand, die für eine konsequente Umsetzung dieses Konzepts erforderlichen Umstellungen und Einrichtungen vorzunehmen. Dabei entspricht diese Ausrichtung der Logik einer allgemeinen Entwicklung in der Psychiatrie, die als Voraussetzung für den Einsatz der meisten modernen Behandlungsmethoden die Organisation eines therapeutischen Lebensumfelds in ständiger Wechselbeziehung mit dem sozialen Umfeld vorsieht. Sie ermöglicht es, die Probleme der Prävention, der umfassenden Betreuung der Patient:innen – die nicht nur auf den Krankenhausaufenthalt beschränkt ist –, der Beziehungen zu den Familien, der sozialen Wiedereingliederung usw. unter ganz anderen Gesichtspunkten zu betrachten... Allein die Tatsache, dass die Behandlungseinrichtungen und die Wohnorte der Patient:innen relativ nahe beieinander liegen, bietet viel flexiblere Möglichkeiten. So kann man – was oft notwendig ist – kurze Aufenthalte in unterschiedlicher Häufigkeit, Probeentlassungen, Hausbesuche usw. vorsehen...

Auf diese Weise wurde eine ganze Reihe neuer Interventionen erforscht, die bei einer groß angelegten Anwendung natürlich bereichert, überarbeitet und verbessert werden würden.

Die Frage ist, ob man Psychiater:innen und ihren Teams mehr als überfüllte, von der Außenwelt abgeschnittene Zitadellen zur Verfügung stellen wird, ob man ihnen die Möglichkeit geben wird, eine Reihe von

Instrumenten zu entwickeln und mitzugestalten, die angemessen in das soziale Gefüge eingebettet, miteinander verknüpft und in ihren Zielen genau differenziert sind. Diese Instrumente könnten in Zukunft entsprechend den sich ändernden Bedürfnissen und Behandlungsmethoden umgestaltet werden.

Unter den gegenwärtigen Bedingungen ist es nicht verwunderlich, dass Psychiater:innen gezwungen sind, ihre Interventionen hauptsächlich auf den Bereich innerhalb des Krankenhauses zu beschränken, der seinerseits mit einer Vielzahl von Problemen belastet ist, die anderswo gelöst werden müssten. Aufgrund fehlender Mittel außerhalb der Kliniken verlängern sich die Aufenthalte, wodurch die erreichten Verbesserungen gefährdet werden; die Überlastung wird künstlich verschärft, und es kommt zu einer „Sedimentation“ in den Abteilungen unter dem Deckmantel der Chronizität, was zu Lasten der Behandlung von wirklich chronisch Kranken unter guten Bedingungen geht.

In den Worten von Lucien Bonnafé besteht diese neue Orientierung darin, „sich auf Formeln zuzubewegen, die das Prinzip der Unterbringung zugunsten des Prinzips der Pflege aufgeben“.⁶ Dies eröffnet neue Perspektiven für die sogenannte Institutionelle Psychotherapie, deren Hauptziel es ist, die Struktur und Funktionsweise bestehender Einrichtungen so weit wie möglich zu verändern, um sie

6 Etats Généraux de l'Hospitalisation Publique, 15. Januar 1967. [Lucien Bonnafé (1912–2003), französischer Reformpsychiater, von 1943 bis 1945 Leiter der psychiatrischen Klinik von Saint-Alban, danach von psychiatrischen Einrichtungen in Sotteville-lès-Rouen und Paris. Seit Anfang der 1960er Jahre setzte sich Bonnafé maßgeblich für eine „Sektorisierung“ der psychiatrischen Versorgung ein, um Kranke in der Nähe ihres Wohnortes und außerhalb der Klinik behandeln zu können; Anm. d. Hrsg.].

in Instrumente zu verwandeln, die den Anforderungen moderner Therapien entsprechen, und zwar sowohl auf biologischer Ebene als auch auf der Ebene der Gruppenmethoden und der Animation des sozialen Lebens und unter Bedingungen, die eine angepasste Ausübung unterschiedlicher psychoanalytischer Techniken erlauben.

Aus welchem Blickwinkel man es auch betrachtet, die grundlegende Frage bleibt bis heute die nach der Öffnung des Feldes der Geisteskrankheit außerhalb jenes Universums des Nicht-Sinns, in dem die Gesellschaft es bislang geschafft hat, es zu konstituieren und so in sicherer Entfernung und unter Bewachung zu halten.

Bemerken wir im Vorübergehen, ohne dass wir in dieser Ausgabe von *Recherches* näher darauf eingehen können und obwohl dieser Punkt in Bezug auf seine städtebaulichen und architektonischen Auswirkungen eingehend untersucht werden sollte, dass die räumlichen Aspekte von Kommunikationsstörungen sich umso stärker bemerkbar machen, je schwerer die psychopathologischen Symptome sind.

Betonen wir noch einmal, dass es sich hier nicht nur um theoretische Optionen handelt, die allein den Spezialist:innen vorbehalten sind. Die Lösung dieser Probleme erfordert eine umfassende Haltung der Gesellschaft, die sich nicht nur auf psychisch Kranke, sondern auch auf alle anderen Kategorien von „Abgehängten“ bezieht und Vermeidungsmechanismen gegenüber Einzelpersonen und sozialen Gruppen hervorruft, die sich den Normen der Konsumgesellschaften „hartnäckig“ entziehen. Aufgrund des Wirtschaftswachstums und seiner „Spin-offs“ in Form von Investitionen in den sozialen Bereich befinden wir uns derzeit an einem entscheidenden Wendepunkt. Entweder wird ein stimmiger Kurs eingeschlagen und ein Gesamtplan

entwickelt und umgesetzt, der den tatsächlichen Bedarf im Bereich der Psychiatrie deckt, oder es werden weiterhin oft beträchtliche Summen in Vorhaben investiert, die völlig veraltete und sogar schädliche Einrichtungen konsolidieren, die an sich schon eine regelrechte Krankenhaus-„Lep-
ra“ verursachen. Die Situation wird durch den finanziellen Aufwand, der dabei betrieben wird, nur noch verschlimmert. Die Zukunft der Psychiatrie wird damit auf Jahrzehnte hinaus gefährdet, denn was mit öffentlichen Geldern aufgebaut wurde, selbst wenn es nur „vorübergehend“ ist, lässt sich in unseren Ländern mit alter Tradition und Treue zur Vergangenheit, und sei sie noch so abscheulich, nur schwer wieder rückgängig machen.

Die öffentliche Hand hat den Rückstand im Krankenhausbereich, in dem die psychiatrische Versorgung allein 40 % des Gesamtvolumens ausmacht, durchaus erkannt; die öffentliche Meinung beginnt, sich darüber zu empören; wichtige Entscheidungen sind in Vorbereitung. Im Fünften Plan ist der schnelle Bau von 30.000 öffentlichen psychiatrischen Betten bis 1975 vorgesehen, um den von anderer Seite auf 40.000 Betten geschätzten Bedarf zu decken.⁷

⁷ Hier ein Auszug aus einem Bericht des Wirtschafts- und Sozialrats, den Alain Vernholes am 25. Oktober 1966 in *Le Monde* veröffentlichte: „Die psychiatrischen Krankenhäuser genießen aufgrund ihrer besorgniserregenden Unzulänglichkeit ebenfalls einen gewissen Vorteil: 22,5 % der Arbeiten zur Ausstattung des Gesundheitswesens werden ihnen zugewiesen, d. h. 2,1 Milliarden Francs. Die derzeitige Kapazität dieses Sektors liegt bei etwa 100.000 Betten, einschließlich der Privatkliniken. Die Zahl der Krankenhauspatient:innen übersteigt die normale Kapazität der Zimmer um 20–30 %; zwei Drittel von ihnen sind älter als 80 Jahre. Der Bedarf ist enorm und wächst weiter. Schätzungen zufolge müssten bis 1975 50.000 neue Betten geschaffen und mindestens 60.000 modernisiert werden, um diesen Bedarf zu decken. Das ausgewählte Programm umfasst jedoch nur 18.000 neue Betten (36 % des Bedarfs) und 20.000 modernisierte Betten (ein Drittel des Bedarfs).“

Tatsächlich beruht diese Schätzung nur auf rein administrativen Daten, da es keine wissenschaftlichen Untersuchungen gibt, die sie bestätigen könnten. (Im Übrigen gibt es unseres Wissens kein Forschungsbudget zu diesen Fragen). Die Zahl von 40.000 Betten entspricht der Feststellung, dass die Abteilungen derzeit überlastet sind, d. h. jener Differenz zwischen der Zahl der tatsächlich hospitalisierten Kranken und der gesetzlichen Kapazität der öffentlichen psychiatrischen Einrichtungen, die man ausgleichen möchte. Aufgrund der bereits erwähnten Sedimentation, der längeren Aufenthalte in schlechteren Unterbringungsbedingungen ist es jedoch klar, dass eine solche Zahl nicht als Grundlage für die Planung von angemessenen Einrichtungen dienen sollte. Einige Psychiater:innen haben sogar die Hypothese aufgestellt, dass eine Priorität für Investitionen in außerklinische Einrichtungen zu einem deutlichen Rückgang der derzeitigen Zahlen für vollstationäre psychiatrische Krankenhausaufenthalte führen könnte!

Seit Jahren haben Psychiater:innen die öffentlichen Behörden immer wieder auf diese grundlegenden Fragen der Orientierung aufmerksam gemacht. Sie hatten sogar eine grundsätzliche Einigung darüber erzielt, dass die Investitionen in den außerklinischen Bereich und die Investitionen in die Modernisierung und Renovierung der bestehenden Einrichtungen zu gleichen Teilen aufgeteilt werden sollten. Darüber hinaus wurde vereinbart, dass bei den letztgenannten Maßnahmen eine systematische Dezentralisierung der großen psychiatrischen Krankenhäuser angestrebt werden sollte.

Diese Entscheidungen wurden jedoch nicht umgesetzt; es wurde keine nennenswerte Ausweitung einer echten Sektorisierung ermöglicht, und es scheint sogar,

dass man sich derzeit auf eine Politik der *Erhöhung* der Aufnahmekapazität der größten psychiatrischen Festeinrichtungen verlegt. Es handelt sich um ein Vorhaben, dessen Tragweite schwer abzuschätzen ist, da wir nur über bruchstückhafte Informationen verfügen und kein Austausch mit den Psychiater:innen stattgefunden hat. (Unseres Wissens wird dieser Erweiterungsplan in einer industriellen Fertigbauweise – dem Tracoba-System – vorbereitet und soll in der zweiten Hälfte des Jahres 1968 abgeschlossen sein.)⁸

Offiziell fallen diese Neubauten nicht unter die Rubrik „Erweiterungen“ – es handelt sich also nicht um eine offizielle Gegendoktrin zu der des Sektors –, sondern im Prinzip um die Umsetzung der Beschlüsse über die „Ersatzbetten“. Um die psychiatrischen Krankenhäuser von älteren und schwer debilen Patient:innen zu entlasten, wurde beschlossen, für diese Patient:innen sogenannte „Defektstationen“ einzurichten. Es ist jedoch klar, dass die Einrichtung dieser Abteilungen auf dem Gelände oder in der unmittelbaren Nähe der alten Krankenhäuser zwangsläufig zu einer weiteren Verschlimmerung der Strukturen führen würde, die wir hier anprangern. Tatsächlich ist bekannt, dass angesichts der ständigen Überlastung keine Chance besteht, dass die Betten, die durch die neuen Einrichtungen ersetzt werden sollen, abgebaut werden. Der größte Teil der ohnehin schon

⁸ Eine erste Tranche von 600 Betten wird bereits im Rahmen der „Entrümpelung“ der psychiatrischen Krankenhäuser im Département Seine-et-Oise gebaut. Diese neuen Abteilungen, die an die bestehenden Einrichtungen der psychiatrischen Krankenhäuser in Etampes, Beaumont-sur-Oise, Charcot, Saint-Germain, Pontoise... angebaut werden, werden nicht einmal die Normen des Ministeriums in Bezug auf die „Tagesflächen“ erfüllen. Man ging nämlich davon aus, dass die vor Ort vorhandenen Einrichtungen ausreichen würden!

unzureichenden Mittel wird derzeit für Flickschusterei verwendet, die den eigentlichen Lösungen die Zukunft verbaut – was den Enthusiasmus derer, die sich für sie einsetzen merklich dämpft!

Nehmen wir einige Beispiele, wobei die hier genannten Zahlen unter Vorbehalt stehen:

- Die Kapazität des psychiatrischen Krankenhauses Maison-Blanche mit derzeit 2.500 Betten wird um 300 Betten für „ältere Menschen“ aufgestockt.
- Das psychiatrische Krankenhaus Ville-Evrard, das derzeit 2.000 Betten hat, wird seine Kapazität ebenfalls um 300 Betten erhöhen, darunter eine Abteilung für Kinderneuropsychiatrie mit 50 Betten und 100 sogenannten „Suite“-Betten, deren Standort uns nicht besonders glücklich erscheint.
- In der psychiatrischen Klinik Perray-Vaucluse (Essonne), in der bei einer Kapazität von 1.000 Betten 1.000 Kranke überzählig waren, wurde die Situation zunächst „reguliert“, indem eine Gesamtkapazität von 2.000 Betten umgestaltet wurde, zu der derzeit 300 Betten hinzukommen.
- Man hatte gehört, dass die 4.000 Betten des psychiatrischen Krankenhauses in Clermont de l'Oise auf 3.500 Betten reduziert werden sollten. Soweit wir wissen, wird die Kapazität dieser Einrichtung im Gegenteil um 300 Betten für „schwer zurückgebliebene, erwachsene Menschen“ erweitert.
- Die ursprünglich geplante Kapazität des neuen psychiatrischen Krankenhauses in Etampes von 600 Betten wurde aufgegeben und stattdessen von Amts wegen auf 1.000 Betten erhöht.
- Ähnlich verhielt es sich mit der psychiatrischen Klinik Charcot (Yvelines), wo auf die geplanten 300

Betten zugunsten einer Kapazität von 800 Betten verzichtet wurde.⁹

Die Tatsache, dass die Durchführung dieses Bauprogramms in Fertigbauweise geplant wurde, setzt voraus, dass es eine ausreichende Ausdehnung hat, um die hohen Investitionen zu rechtfertigen, die eine solche Methode anfangs erfordert. Angesichts der Schwierigkeiten, mit denen die Bauindustrie seit einigen Jahren zu kämpfen hat, sind die Bauherren verständlicherweise nicht darauf vorbereitet, Argumente für die Ansiedlung sehr unterschiedlicher Einrichtungen in der Stadt zu hören, die wahrscheinlich nicht standardisiert werden können und die von Fall zu Fall in ständiger Verbindung mit den Teams, die sie betreuen, und mit den Vertreter:innen der verschiedenen beteiligten lokalen Behörden untersucht werden müssten.

Die Probleme der Fertigbauweise, ihre Zweckmäßigkeit und Effizienz wurden in unserem Arbeitsausschuss ausführlich diskutiert, und wir hielten es für notwendig, in diesem Sonderheft von *Recherches* eine Reihe von Begriffen zu klären, die auf unterschiedliche Weise verstanden werden können und möglicherweise widersprüchliche Realitäten abdecken. Um bei dem Argument der wirtschaftlichen Vernunft zu bleiben, das darin besteht,

⁹ Wäre es möglich, die Untersuchung auszuweiten und zu verfeinern, würde man dazu veranlasst, weitere Widersprüche hervorzuheben, die sich aus dieser übereilten und ungeordneten Investitionspolitik ergeben. Als Beispiel sei der Wettbewerb für den Bau eines psychiatrischen Krankenhauses in Hochsavoyen genannt, bei dem sich mehr als 70 Bewerber angesichts der Enge des vorgeschlagenen Grundstücks die Haare raufen, oder der Fall des Krankenhauses in Romorantin, das sich in der Gründungsphase befindet und das in seinen Plänen namentlich eine Abteilung für „defizitäre Erwachsene“ vorsieht und in dem man noch eine Terminologie aus dem letzten Jahrhundert findet, z.B. *pièce de sabots* (Holzpantinenzimmer) usw.

die Ansiedlung von psychiatrischen Krankenhäusern in der Nähe von Städten aus wirtschaftlichen Gründen (Grundstückspreise, größere Flächen usw.) zu rechtfertigen, greifen wir die Analyse von Dr. Ferrand und Dr. Roubier auf, die ahnen lässt, dass wir, wenn wir uns auf den Standpunkt der tatsächlichen Kosten der Krankheit stellen, wahrscheinlich vor einer schlichten Unwahrheit stehen. Kann man sich vorstellen, dass weit von den Städten entfernt chirurgische Abteilungen gebaut werden, die umso größer sind, je länger die Rekonvaleszenten im Krankenhaus bleiben müssen, Monate oder Jahre, weil sie nicht entlassen werden können? Haben wir eine Vorstellung davon, wie viel des Budgets für psychiatrische Kliniken auf diese Weise verschwendet wird, auf Kosten einer angemessenen Sozialhilfe, eines angemessenen Einrichtungsplans, der Organisation einer angemessenen Ausbildung für das gesamte Pflegepersonal, der Einrichtung von Forschungseinrichtungen...?

In der Folge dieses Ansatzes sahen sich Dr. Ferrand und Dr. Roubier veranlasst, eine Reform des geltenden Normensystems vorzuschlagen (ihre Analysen zu diesem Punkt sind auch für den allgemeinen Bereich der Sozialbauten von Interesse). Sie fordern die Abschaffung von zu starren Normen, die z. B. Bodenflächen, Kubaturen, Bettenzahlen usw. festlegen. Solche Normen lähmen eine gründliche architektonische Forschung und beeinträchtigen die Möglichkeiten, sich den Bedürfnissen und örtlichen Gegebenheiten anzupassen. Stattdessen sprechen sie sich für die Annahme von „Richtnormen“ aus, die eher darauf abzielen, architektonische Anforderungen für funktionale Einheiten zu definieren als Koeffizienten, die auf einen bestimmten

Typ von Gebäudekörpern anwendbar sind.¹⁰ Es sei darauf hingewiesen, dass Dr. Ferrand und Dr. Roubier alle diese Konzepte als Hypothesen aufstellen, die in einem angemessenen experimentellen Rahmen getestet werden müssten, welchen sie in groben Zügen skizzieren: Sie schlagen vor, dass eine bestimmte Anzahl von Behandlungseinheiten mit weniger als 100 Betten in bestimmten städtischen Gebieten (z. B. in einem stadtplanerisch gesperrten Gebiet, in einem neuen Stadtteil, in einer Satellitenstadt usw.) errichtet werden sollte.

In diesem Sinne präsentieren wir hier auch die gesamte Arbeit dieses Sonderhefts von *Recherches*. Wir möchten in Richtung präziserer Definitionen und einer Klärung gehen, die es Menschen guten Willens, die in diesem Bereich irgendeine Verantwortung tragen, ermöglicht, sich in voller Kenntnis der Sachlage zu entscheiden, und anderen, falls es solche gibt, ermöglicht, sich nicht allzu leicht auf Ausflüchte und Interpretationen wie „Psychiater:innen sind unmöglich zu verstehen, sie sind Utopist:innen usw.“ zu verlassen.

Wir möchten, dass unsere Diskussionen auf verschiedenen Ebenen aufgegriffen werden. Dies wird insbesondere bei der *Fédération des Croix-Marine* der Fall sein, die in diesem Jahr dieselben Probleme auf ihre Tagesordnung gesetzt hat.

Zusammen mit allen Initiativen, die organisiert werden – von der Zeitschrift *L'Evolution Psychiatrique* (die Weißbuch-Tagungen), von der Gewerkschaft der Ärzt:innen in psychiatrischen Krankenhäusern, von

¹⁰ Diese Perspektive wäre mit Henri Lefebvres Unterscheidungen zwischen Topografie und Topologie (den historischen und demografischen Aspekten) sowie den wirtschaftlichen, soziologischen und psycho-soziologischen Topiken zu korrelieren.

den Internatsausschüssen, von den *Centres d'Entraînement aux Méthodes d'Education Active* (C.E.M.E.A.) und ihrer dynamischen Abteilung für die Ausbildung von Psychiatriepfleger:innen, von den Gewerkschaftsverbänden in Krankenhäusern, den Familienverbänden von Patient:innen usw. – möchten wir, dass dieses Sonderheft dazu beiträgt, die öffentliche Meinung in angemessener Weise für diese Fragen zu sensibilisieren. Wir halten es bereits für bedeutsam, dass die 60 Teilnehmer:innen und Korrespondent:innen unseres Arbeitsausschusses viele ihrer Meinungsverschiedenheiten überwinden konnten, um den Schlussfolgerungen zuzustimmen, die Ihnen am Ende unserer Arbeit von Dr. Ferrant und Dr. Roubier vorgestellt werden.

Einleitung zu einem Sonderheft der Zeitschrift *Recherches* (1967) zum Thema „Stadtplanung, Architektur und Psychiatrie“.

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen als Félix Guattari, „Présentation“, *Recherches* 6 (1967): 3–10. Mit freundlicher Erlaubnis von Emmanuelle, Bruno und Stephen Guattari.

Das Problem der Stadt

Diskussion mit Gilles Deleuze, Michel Foucault, François Fourquet und Lion Murard

1. Die Computer-Stadt

François Fourquet und Lion Murard

Zwei Figuren bestimmen insgeheim den zeitgenössischen Diskurs über die Stadt und den Städtebau, zwei Tendenzen, zwei Ansätze, die die scheinbare Vielfalt der verschiedenen Strömungen und Doktrinen im Bereich der Stadtplanung ordnen. Diese beiden Pole, die sich als Modelle oder regulative Ideen der „städtebaulichen Vernunft“ darstellen, entsprechen den beiden von Françoise Choay definierten „Urbanismen“: dem „progressiven“ und dem „kulturalistischen“ Urbanismus.¹

Der erste Pol entspricht einem rationalistischen Humanismus; ausgehend von einem rationalen und universellen Menschenbild will er eine Stadt errichten, die den modernen Anforderungen der durch die Industrialisierung bestimmten städtischen Funktionen gerecht wird. In der *Charta von Athen* finden sich die Hauptthemen, oder besser gesagt das Hauptmodell des Ansatzes, der dieser Richtung zuzuordnen ist.

Der zweite Pol lehnt den Funktionalismus der ersten Figur ab und sieht in der Stadt ein eher *kulturelles* als funktionales Gebilde, ein Feld symbolischer Bedeutungen und Repräsentationen (Lewis Mumford, Roland Barthes), ein Buch, das man liest (Henri Lefebvre) usw. Jeder Stein ist ein Zeichen, jede Form ist ein Symbol, der in diese Konzeption

¹ Françoise Choay, *L'urbanisme – Utopies et réalités. Une anthologie*, Paris: Editions du Seuil, 1965.

eingebundene Kulturmensch lebt in einer symbolischen Stadt, einer Stadt, die ganz von Phantasien und Vorstellungen belebt ist. Die extreme Position dieser Strömung entwickelt die Sehnsucht nach der Stadt der Vergangenheit als einem gelungenen Gebilde, als einem Gleichgewicht zwischen dem Menschen und seinen Bauten, einer Besonderheit des symbolischen Territoriums.

Diese beiden Figuren (die auch miteinander kombiniert werden können: sie grenzen keine Ideologien ab, sondern beschreiben thematische Reihen, die sich gegenseitig beeinflussen können) entfalten sich an der Oberfläche des Diskurses über die Stadt vor einem gemeinsamen Hintergrund, der sich schematisch wie folgt beschreiben lässt:

1. *Die Unordnung der modernen Stadt*: Die Industrialisierung hat die Ordnung der Stadt als rationale oder kulturelle Gesamtheit zerstört.
2. *Der Verlust des Menschen*: Der Mensch (der Vernunft oder der Kultur) findet in dieser Unordnung sein rationales oder ausdrucksstarkes Bild nicht mehr wieder; er erkennt sich nicht mehr in seinem Werk.
3. *Die städtebauliche Illusion*: Das Unglück des modernen Menschen ist auf die Unordnung in der Stadt zurückzuführen; die Harmonie der Stadt von früher ist dagegen Ausdruck des vergangenen Glücks des Menschen, der mit seiner Stadt in einer Symbiose lebt.

Für diesen gemeinsamen Hintergrund, diese gemeinsame Problematik schlagen die beiden Tendenzen unterschiedliche Antworten vor: die *Herstellung* einer neuen Harmonie, einer rationalen, universellen und an die modernen Produktivkräfte angepassten Ordnung; oder die *Wiederherstellung* einer Harmonie der Vergangenheit,

die Planung der städtischen Phantasie, die Integration des Imaginären in die Stadtpolitik.

Die beiden Figuren stehen sich in einer spiegelbildlichen Beziehung gegenüber, finden sich aber in einer gemeinsamen Anklage der städtischen Unordnung der Industriegesellschaft wieder: Die moderne Stadt verfügt auch über schöne Seelen.

Diese Spaltung innerhalb des Städtebaus als Doktrin (die sich auch in den Begründungen für den Städtebau als Stadtplanung wiederfindet) wiederholt sich im Diskurs über das, was scheinbar das Gerüst des städtischen Raums bildet, die öffentlichen Einrichtungen.

Von den vier großen Funktionen, die in der *Charta von Athen* beschrieben werden (arbeiten, wohnen, erholen, bewegen), scheinen kollektive Einrichtungen die letzten beiden zu materialisieren; sie werden dann als Dienstleistungen betrachtet, die die folgenden Funktionen ermöglichen:

- bewegen (Infrastruktur: Straßen, Transport, Flüssigkeiten, Abwasserentsorgung)
- erziehen (Bildungseinrichtungen)
- pflegen (Krankenhaus- und Gesundheitseinrichtungen)
- sich bilden (kulturelle Einrichtungen)
- Sport treiben (Sporteinrichtungen)
- spielen (Spieleinrichtungen) und die Natur genießen (Grünflächen).

Im Zentrum dieser Funktionen steht das menschliche Subjekt, das ihre rationale Einheit begründet.

Aus kultureller Sicht sind kollektive Einrichtungen Trägerinnen vielfältiger fantastischer, imaginärer oder symbolischer Bedeutungen, je nachdem welche Sprache man verwendet. Kollektive Einrichtungen sollten nicht länger als reale Strukturen und Beziehungen, sondern

als symbolische Strukturen und Beziehungen untersucht werden.²

Beiden Optiken ist gemeinsam, dass sie kollektive Einrichtungen *ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Konsums* betrachten. Aus funktionalistischer Sicht konsumiert man Pflege, Freizeit, Verkehrs- oder Grünflächen und Unterhaltung. Aus kulturalistischer Sicht werden Fantasien oder Symbole konsumiert. Aus realem Konsum wird ein symbolischer.

Die beiden Problematiken verschmelzen zu einer einzigen, unbewussten Problematik:

1. *Es gibt ein* individuelles oder kollektives *Subjekt* des Konsums: das rationale Subjekt der politischen Ökonomie oder das kulturelle Subjekt der Welt der Zeichen.
2. Das Subjekt des Konsums *geht* der Produktion von kollektiven Einrichtungen *voraus und bedingt sie*.
3. Der Konsum entfaltet sich von da an im Bereich der Repräsentation. Der Effekt der (realen oder imaginären) Nutzung wird zur Ursache für die Produktion von Einrichtungen, die in Bezug auf die *Repräsentation der zu befriedigenden Bedürfnisse* betrachtet werden, und nicht in Bezug auf die Verbindung des Netzes der Einrichtungen und des Produktionsprozesses der Stadt.

Ohne das Interesse an Forschungen, die sich auf die oben definierte Problematik konzentrieren (insbesondere der kulturalistischen Forschungen), in Abrede zu stellen, möchten wir, wenn nicht eine abgeschlossene Problematik, so doch zumindest einen Leitfaden einführen, der es ermöglicht, dieser Alternative zu entgehen und

² Das heißt als *Ausdrucksformen* des menschlichen Subjekts, aber nicht als *symbolische Ordnung*, deren Effekt das Subjekt wäre.

das „epistemologische Fundament“ (*socle épistémologique*) wiederzufinden, das sie möglich macht. Wir leugnen nicht die Existenz und die Besonderheit der symbolischen Funktionen der Stadt und ihrer kollektiven Einrichtungen, aber wir nehmen uns vor, das auszumachen, wovon diese Bedeutungen der *Effekt* sind, so wie man von einem Sinneffekt oder einem optischen Effekt spricht; und dies ist nur unter der Bedingung möglich, die Stadt *als Produktion* und die kollektiven Einrichtungen *als Produktionsmittel* zu erfassen, da wir die Produktion als privilegierten und grundlegenden Moment betrachten, aus dem sich alles andere ergibt: insbesondere der Verkehr und der (reale oder phantasmatische) Konsum. Dieser Moment ist für uns weder bewusst noch unterbewusst (Ideologien, Vorstellungen sind unterbewusst), sondern grundsätzlich *unbewusst*.

Die Stadt muss daher Gegenstand einer Art umgekehrter phänomenologischer Reduktion sein: Sie ist nicht mehr ein kulturelles Gebilde, ein symbolischer oder wirtschaftlicher Gebrauchswert, sie ist ein „Werkzeug“, wie einige sie beschrieben haben, vorausgesetzt, man betrachtet dieses soziale „Werkzeug“ als ein Werkzeug, das sich selbst produziert und reproduziert, ein wenig so wie Biolog:innen derzeit die lebende Zelle betrachten: eine Maschine, die sich selbst konstruiert und reproduziert (Jacques Monod), ein Werkzeug ohne jemanden, die es benutzt, eine soziale Werkzeug-Maschine, die sich selbst benutzt,³ eine Bedeutungsmaschine, die

3 „Die Stadt kann als eine Supermaschine betrachtet werden, sie ist ein eigenständiges technisch-ökonomisches Phänomen“, Commissariat Général du Plan, *Plan et Perspectives*, Bd. 1, *Les villes. L'Urbanisation*, Paris: Armand Colin, 1970, S. 29. „Hier ist eine Maschine, die komplexeste aller menschlichen Maschinen...“, ebd., S. 105.

nichts bedeutet, aber alle produktiven, institutionellen, wissenschaftlichen usw. Ketten zusammenführt, miteinander verbindet und überkreuzt. Die Stadt steht nicht außerhalb der Fließbandproduktion; sie lässt sich nicht auf den leblosen Raum außerhalb des Produktionsprozesses reduzieren (eine rein räumliche Darstellung der Stadt muss zurückgewiesen werden): Die Stadt ist ein *Computer, der sein eigenes Programm herstellt, eine Informationsmaschine*, die neue Informationen produziert, die unaufhörlich von der Vermischung spricht, von der Überkreuzung heterogener Reihen, die ohne sie in ihrer Trennung eine homogene Entfaltung hätten fortsetzen können.

Seit den ersten Zivilisationen der „asiatischen“ Produktionsweise stellt sich die Stadt als ein Apparat zur Umwandlung von Naturenergie in Gebrauchsenergie dar. An einem Fluss gelegen, verwandelt sie ihn in eine soziale Produktivkraft, in die Energie der Landwirtschaft, in das Leben der Erde. Das wilde Wasser wird von der Stadt gezähmt, gesammelt, gespeichert und verteilt. Die in diesem Produktionsprozess involvierten Produktionsverhältnisse – der Staat, die Klasse der Beamten, die Hierarchie, die Fronarbeit der Bäuerinnen und Bauern und der Sklav:innen – nehmen die mythische und furchterregende Gestalt des Herrschers an: Die Stadt hat ihren König schließlich hervorgebracht, obwohl er als das wahre Subjekt und die Voraussetzung des gesamten Prozesses erscheint.

Die Stadt beginnt also ihre Geschichte: Sie ist ein energetisch-ökonomisches Produktionsmittel (Umwandlung von natürlichem Wasser in Produktivkraft) und ganz allgemein ein *Mittel zur Produktion von Information*: Sie sammelt und verstoffwechselt alle möglichen

heterogenen Produktionsketten: das Wasser des Flusses, die Bauern und Bäuerinnen der Gemeinden, das Wissen der Beamten:innen, das Werkzeug der Handwerker:innen, die Schrift der Schreiber:innen, das Spektakel der Religion, exotische Produkte, die Waffen des Militärapparats usw. Die Stadt ist also nicht nur Mittel zur Energiegewinnung, sondern auch *ein Mittel zur Produktion von Information*. Sie ist nicht einfach eine thermodynamische Maschine, sie ist vor allem eine Informationsmaschine, sie codiert und decodiert Energieströme, verzehnfacht die produktive Kraft der gesellschaftlichen Arbeit durch Operationen des Schneidens, Vermischens und Überschneidens von Produktionsprozessen aller Art.

Die Stadt der Neuzeit, die Stadt des Mittelalters und der Renaissance, muss die gleiche Funktion erfüllen, aber in anderen Formen und unter anderen Bedingungen. Das Kapital ersetzt hier die Hierarchie des Staates und des Herrschers; die mittelalterliche Stadt entsteht als Organ der Zentralisierung und Akkumulation des Waren- und Geldkapitals und ermöglicht die Entstehung und Entwicklung des Handels- und Finanzkapitals. Aber das Kapital, wie der Fluss in der Stadt des Despoten, verdichtet und verteilt sich entlang der Informationsketten der Stadt; es ernährt sich von allen Gebrauchswerten, die im Raum der Stadt zirkulieren und sich überschneiden: handwerkliche Techniken, Händler:innen, wissenschaftliche Entdeckungen, Geldzeichen, Reisende aus dem Ausland, Gesell:innen, später enteignete Bäuerinnen und Bauern, Vagabund:innen, Dampfmaschinen, Werkzeugmaschinen, die Revolutionäre und die Bürgerlichen von 1789... Die industrielle Revolution erscheint insofern als Produkt der Stadt, als die Stadt der soziale Raum ist, in dem sich das Kapital entfaltet, das Zentrum der

Kapitalakkumulation (Akkumulation bedeutet das Abfließen des Flusses des Mehrwerts, nicht die Lagerung von Geld oder Waren). Die Maschine des Kapitals identifiziert sich fast vollständig mit dieser Stadt-Maschine, die zugleich Informationen und Einschnitte produziert: Die Akkumulation von Kapital ist gleichzeitig die Akkumulation von technologischen Innovationen, wissenschaftlichen Ereignissen, institutionellen Brüchen, Kunstwerken etc.

Die moderne, kommerzielle und industrielle Stadt⁴ entwickelt sich also in der Geschichte als Produktionsmittel, das keine spezifischen Waren produziert. *Die Stadt als solche ist eine kollektive Einrichtung*, und das Netz der Städte wird das Kapital über die gesamte Fläche des Staatsgebiets verteilen. In ihrer wesentlichen Funktion – Informationen zu produzieren und immer wieder Einschnitte in heterogenen Produktionsreihen hervorzubringen – hat die Stadt also die Bewegung zur Hauptbedingung; sie entsteht an den Kreuzungspunkten der Ströme von Waren, Arbeiter:innen und Geldkapital; sie reproduziert in ihrer inneren Organisation die Verkehrsnetze, von denen die Straßen immer nur eine der Materialisierungen sind, die sichtbarste und heute die lauteste. Sie zieht Kapital- und Informationsströme an und zentralisiert sie, verstoffwechselt sie und wirft sie aus sich wieder heraus auf den Raum der sozialen Verteilung.

⁴ Die Industriestadt siedelt sich auch am Rande von Energie- oder Rohstoffquellen an und verwandelt diese natürliche Energie und Materie in soziale Energie, in einen Gebrauchswert für die soziale Formation. Die Stadt als solche, als Konzentration der produktiven Systeme, funktioniert wie die soziale kybernetische Maschine des Industriekapitalismus.

Doch die Gebrauchswerte gleiten nicht endlos über den Körper der Stadt: Die Stadt hält Informationen fest, bewahrt sie auf und wandelt sie in gelagertes Wissen und Kapital um. Die Ströme werden gespeichert und in den Institutionen kristallisiert: Banken, Universitäten, Verwaltungen, Religionen, Verbände. Die Stadt nimmt also die Gestalt einer komplexen Gesamtheit an, einer kohärenten Einheit, die von den Institutionen in den Raum der Repräsentation gezeichnet wird; aber unter dieser schönen Gestalt donnern die wilden und zerstückelten Ströme des produktiven Kapitals.

Das Kapital institutionalisiert sich, baut seinen Staat auf, und eine der Städte sticht bald als die Kapitale des Staates hervor. In Wahrheit existiert der Staat im Raum der Repräsentation nur als Territorium: ein geografisch durch Grenzen umschriebener Raum, eine Karte, auf der sich die administrativen Aufteilungen verteilen: Präfekturen, Departements, Hauptstadt. Das Territorium konkretisiert eine räumliche Verteilung und scheint als Figur der Verteilung der staatlichen Institution voranzugehen, ohne die es in Wahrheit nicht existieren kann.

Diese Umkehrung ist dem Imaginären eigen. Im Raum der Produktion verliert das Territorium seine Starrheit und Fixiertheit, seine Grenzen schmelzen, es löst sich in einen plastischen Raum auf, den die Produktivkräfte nach Belieben gestalten, indem sie eine Peripherie entfernen, ein Zentrum annähern und Verkehrsnetze verbinden. Die Produktivkräfte ignorieren Grenzen, sie versetzen den Raum in Bewegung und entgrenzen ihn.

Als „Kopf“ des Staates erscheint die Hauptstadt nur in Bezug auf den trägen und gleichgültigen Körper des Territoriums; in Wahrheit ist sie vielmehr der sichtbare Körper des Staates, oder besser der Staatsorgane,

Ministerien, Verwaltungen, öffentlichen Behörden, die mit den Organen des Kapitals, seinen Firmensitzen und Finanzinstitutionen, verbunden sind. Die Informationsverdichtung wird monströs, denn die Menge der von den Verwaltungen und großen Geschäften verarbeiteten Informationen scheint mit der mit ihnen verbundenen Entscheidungsmacht zu wachsen: Die Akkumulation der Bürokratien zeigt sich also als Verlängerung der Kapitalakkumulation, ohne dass sich eine Schwelle abzuzeichnen scheint, jenseits derer die Informationssättigung und die Kapitalproduktion der Akkumulation ein Ende setzen würden.

2. Ist die Stadt eine produktive Kraft?

Félix Guattari: Wenn *die Stadt* ein Verdichtungsmoment von Einrichtungen ist, kann man sie *als organlosen Körper der Einrichtungen* bezeichnen. Die Einrichtungen koppeln sich an die ungreifbare Pseudo-Totalisierung dieses organlosen Körpers, der nur in den Träumen der organlose Körper des Begehrens ist, in den Stadtträumen des deutschen expressionistischen Films oder in den Träumen vom himmlischen Jerusalem. Der organlose Stadtkörper ist, wie das Kapital, allgemeiner gefasst, militärische Stadtanlage, Stadt des Handelskapitals etc. Aber in allem, was er äußerstenfalls ist, organloser Körper des Begehrens, heften sich doch alle Reterritorialisierungen der politischen Macht an die Stadt.

Die Stadt ist die totalisierende Struktur der Einrichtungen, die selber Maschinen des Sozios sind. Die Stadt ist die Verdichtungsschwelle der Maschinen des Sozios. Es kommt also nicht weiter darauf an, dass die Definitionen der kollektiven Einrichtungen diesen Sozios an die Stadt oder an den Staat binden, nicht einmal darauf, dass

die Einrichtungen der Stadt äußerlich zu sein scheinen (die Flotte der Athener beispielsweise); man kann sich nomadische Städte wie die der Tuareg vorstellen. Ihre Städte sind leistungsfähig, weil sie ihnen eine politische Macht geben, die die Maschinen des Sozios wieder zentrieren kann.

Die Stadt ist überall, wo sie als Gebiet ihrer plötzlichen Erscheinung definiert wird: *der Urstaat und die Schrifmaschine markieren dieses Gebiet*, Stadtgebiet und Gebiet der Totalisierung der kollektiven Einrichtungen. Das ist der despotische Signifikant. Bis dahin gibt es Strukturen der politischen Macht, städtische Territorialitäten, aber keine kollektiven Einrichtungen. Erst mit der Ablösung eines Signifikanten geht die Territorialität der Stadt in eine fließende Deterritorialisierung über; die Stadt ist der Ort, an dem die primitiven Gemeinschaften deterritorialisieren werden, sie ist das Ersatzobjekt der primitiven Gemeinschaften, und das Fließen, das diesen Übergang, die Übercodierung erlaubt, über die Steuern, über die Leute... das ist ein Fließen der despotischen Schrift. Es gibt also verschiedene Definitionen der Stadt entsprechend den deterritorialisierten Strömen, sei es der Schrift, des Geldes, des Kapitals oder anderen. Und die Stadt und der organlose Körper des Kapitals identifizieren sich zunehmend miteinander: von der Kapitale zum Kapital. Im selben Zuge werden die Einrichtungen wie die Maschinen reterritorialisieren. Deterritorialisierte Ströme bilden die Stadt, materielle Ströme unterstützen die deterritorialisierten Ströme, und die Stadt reterritorialisieren in jeder Epoche die am meisten deterritorialisierten Ströme: die Gesetzgebung des mittelalterlichen Venedig verhindert die Entstehung des Kapitals.

Das gesellschaftliche Unbewusste, das sind die kollektiven Einrichtungen als solche. Es gibt kein anderes. Sie durchziehen sämtliche Repräsentationsstrukturen. Die kollektive Einrichtung wird nur im Universum der Repräsentation begriffen; der Begriff der kollektiven Einrichtung verweist als totalisierender auf die Repräsentation. Aber die erste kollektive Einrichtung ist die Sprache, die eine Codierung disparater Elemente ermöglicht. Eine Stadt ohne Schrift – gibt es so etwas? Der Strom der Schrift ermöglicht die Ablösung einer Einschreibungsoberfläche, eines organlosen Körpers, eines vom Strom abgelösten Objektes, das weiter deterritorialisiert ist als die anderen Objekte, das alle Ströme miteinander verbinden kann, diese Ströme von Steinen, von Frondiensten usw., ein Umverteiler, der als unabhängige Herrenmaschine nur funktioniert, indem er die Codierung der deterritorialisierten Ströme sicherstellt. *Die Stadt ist der organlose Körper der Maschine der Schrift.*

François Fourquet: Die erste Form der Schrift ist die *Zählbarkeit*, die Quantifizierung von etwas ohne Daseinsgrund: von Strömen. Aber nicht aller Ströme: nur derjenigen, die der Despot entnimmt und ablöst, um sie zu horten. So ist auch das Kapital nichts anderes als kristallisierte Überproduktion. Die Stadt vereinigt alle diese Ströme wieder, sammelt sie, durchschneidet sie in jedem Sinne und durchschneidet sie erneut, ganz gleich, welcher Art sie sind: Ströme materieller Objekte, Informationsströme usw. Das ist die Funktion der kollektiven Einrichtungen: die Ströme registrieren, erstarren lassen, lagern. Es gibt keine andere gesellschaftliche Maschine: im Unterschied zur gegenwärtigen Verwendung

des Begriffs „kollektive Einrichtungen“, der im Diskurs der Gestalter:innen und Planer:innen den „Aktivitäten“ gegenübersteht (Fabriken, Büros, Geschäfte etc.), die aber die *wirklichen* kollektiven Einrichtungen par excellence sind!

Guattari: Produktionseinrichtungen und kollektive Einrichtungen bilden einen Gegensatz nur im Rahmen einer Menge, die sie beide umfasst. Dann kann man eine relative Aufteilung zwischen Einrichtungen der *Antiproduktion* und Einrichtungen der *Produktion* vornehmen. Im Kapitalismus ist die Unterscheidung aber fast unmöglich. Dagegen sind in der orientalischen Despotie alle Einrichtungen solche der Antiproduktion, während sich die Produktion im Wesentlichen auf den primitiven Territorialitäten abspielt. Kollektive Einrichtungen werden sie nur, damit sie *zum Nutzen des Despoten* funktionieren. Das Wesen der despotischen Stadt ist ihre Aktivität der Antiproduktion, der Codierung, der despotischen Übercodierung, die die produktiven Ströme regelt. Sie ist die Einschreibungsfläche aller Systeme der Codierung deterritorialisierter Ströme in Bezug auf die alten, territorialisierten produktiven Systeme. Es gibt also keine *spezifische Produktionsarbeit der Stadt*, sondern vielmehr eine *politische* Spezifizierung der Stadt, die alsbald in politische Segmente auseinander reißt, was kollektive Einrichtungen sind; sie funktioniert wie ein organloser Körper; als nicht erzeugte Stockung der Totalisierung aller decodierten Ströme zerfällt sie sofort in tausend Stücke, die produktive Größen sind, kollektive Einrichtungen, die sich von den anderen Arten der Produktion darin unterscheiden, dass sie von der despotischen Codierung abhängen.

Fourquet: Maßlosigkeit des Despoten, der die Ströme bemisst... Nach Erscheinen der Stadt sieht man nichts anderes mehr als den monströsen Körper des Staates (Ägypten, Sumer) und seine militärische Gefräßigkeit. Maßlose Ausdehnung des Staates als solchen, die ihren Ursprung in der Stadt hat, die sie alsbald zerstört.

Guattari: Der organlose Körper ist zum Plattmachen, zum Ergreifen, zum Festhalten gemacht; aber das ist unmöglich: es flieht an allen Ecken. Wie alle maschinischen Systeme zerrüttet es sich selbst. Die Schreiber:in beispielsweise, die zum Zählen da ist, beginnt wie ein:e Perverse, eine Halunk:in mit Zeichen zu spielen, Gedichte zu schreiben. Wessen man sich zur Zügelung bedient, das ist noch gefährlicher als die frühere Lage: Man bedient sich der Schrift, um eine Segmentarisierung abzudichten, und daraus werden wissenschaftliche Einrichtungen, daraus entsteht die Mathematik... Die Stadt ist der organlose Körper der Schrift, aber nicht jeder Schrift. Wenn man sie ins System hineingeworfen hat, dann wird man mit der Schrift nie wieder fertig.

Die Stadt sollte es überhaupt nicht geben: Der Despot genügt. Das Ideal des Despotismus ist Dschingis-Khan: alles (außer die Handwerker:innen) vernichten. Aber ohne Stadt kommt es zu keiner Übercodierung der primitiven Territorialitäten. Auch das Kapital gehört zur Antiproduktion; auch das Kapital würde sich Pyramiden bauen, wenn es könnte, aber die Pyramide des Kapitals rinnt ihm durch die Hände, die Zeichen treiben nur so aus und scheren sich um keine Lagergrenzen. Der organlose Körper des Kapitals ist das Ideal der Beherrschung der decodierten Ströme, er kommt immer verspätet nach der Maschine, nach der Innovation. Um

die Unterscheidung von Hjelmslev zu verwenden: Alle Ausdrucksformen des Kapitals sind da, um sein Ideal des Gehalts aufzunehmen; die Kapitalist:innen sind da, um das Kapital daran zu hindern, sich zu zerstreuen und zu versickern, aber sie können das nicht verhindern. Der Kapitalismus enteignet sich selbst eben in der Bewegung des Kapitals: Die kapitalistische Klasse hat die gleiche Funktion wie der Urstaat.

Die Stadt ist eine räumliche Projektion, eine Form der Reterritorialisierung, der Blockade. Die ursprüngliche despotische Stadt ist ein Militärlager, in das man die Soldaten einschloss, um zu verhindern, dass sich die Soldatenströme zerstreuen... Schließung der Stadt. Das Ideal der Reterritorialisierung der decodierten Ströme verkörpert sich im Ideal des Urstaats. Aber das ist nicht möglich: Die eingesetzten Ströme beginnen zu funktionieren, sich zu wenden. Sie sind kollektive Einrichtungen. Sie machen sich ganz allein an die Arbeit. Sie zerstreuen sich, sie tummeln sich. Die kollektive Einrichtung soll etwas haltbar machen, was seinem Wesen nach unhaltbar ist.

Fourquet: *Die Stadt ist nicht die einfache Projektion des Stroms in den trägen Raum der Ströme, die ihre eigene Logik haben. Die Stadt als solche ist eine produktive Kraft; an sich, in ihrer Räumlichkeit, hat sie eine produktive Funktion, sie ist etwas anderes als die Summe der nebeneinander bestehenden kollektiven Einrichtungen. Um sie zu definieren, kann man sich nicht auf bestimmte Streuungskriterien, auf bestimmte Kriterien von Nähe und Ferne, von Dichte und Konzentration beschränken... Sie ist ein Produktionsmittel, ein Gebrauchswert für die Produktion.*

Guattari: Die Funktion der kollektiven Einrichtung liegt in der Produktion des Sozios, der Stadt. Das römische Militärlager produziert Städte am Limes. Die Stadt wird durch die Verknüpfung zusammenfließender maschinischer Systeme gebildet. Sie definiert *eine materielle Logik*, eine innere Ordnung. In der Stadt des Mittelalters konnte die Ausgangskraft religiöser Art sein oder sie konnte vom König, vom Fürsten, vom Militär oder vom Handel etc. ausgehen. Man kann hier an die primitive Akkumulation des Sozios der Stadt denken, an einen „Mehrwert des Codes“, der der Bildung eines decodierten „Mehrwerts der Ströme“ vorhergeht. Tendenziell sind die neuen Städte von heute nichts anderes als akkumuliertes Kapital.

Michel Foucault: Ich möchte auf einige Fragen hinweisen, die bezüglich jeder kollektiven Einrichtung zu stellen sind:

- 1) Durch welchen *Eigentumstypus* definiert sich die kollektive Einrichtung? Die Mühle des Lehnsherren im Mittelalter ist Privatbesitz, jedoch nur in einem einzigen Sinne: Man muss die kollektive Aneignung vom kollektiven Gebrauch unterscheiden. Man muss die Eigentumsverhältnisse dieser Einrichtungen untersuchen. An den kollektiven Einrichtungen im Mittelalter muss man verstehen, wie es mit der Mühle, den Wegen, aber auch beispielsweise mit der Klosterbibliothek, dem Korpus der agrarischen Kenntnisse in den Händen eines Klosters steht. Die Aneignungsweisen der kollektiven Einrichtungen sind sehr unterschiedlich.
- 2) Die Funktion der kollektiven Einrichtung ist die, *dienlich* zu sein, aber wie funktioniert dieser Dienst?

Wem steht er offen oder wem ist er vorbehalten? Welche Abgrenzungskriterien gibt es? Oder auch: Welchen Nutzen zieht derjenige daraus, der sich seiner bedient? Aber auch welchen Profit (und zwar nicht notwendigerweise wirtschaftlicher Art) hat derjenige, der für die Errichtung der kollektiven Einrichtung gesorgt hat? Kurz gesagt geht es um die doppelte oder vielmehr vielfache Ausrichtung der kollektiven Einrichtung.

3) Die kollektive Einrichtung hat eine *produktive Wirkung*: die Furt, der Weg, die Brücke ermöglichen eine Vermehrung der Reichtümer. Aber um welchen Typus der Produktion handelt es sich? Oder um welchen Platz im Produktionssystem?

4) Eine *Machtbeziehung* liegt der kollektiven Einrichtung und ihrem Funktionieren zugrunde (beispielsweise die zollpflichtige Straße, wo der ganz einfache Müller eine gewisse Machtbeziehung ausübt; die Schule übt eine andere Machtbeziehung aus).

5) Die *genealogische Implikation*: Wie diversifizieren sich von hier aus eine gewisse Anzahl von Effekten? Es würde sich darum handeln, beispielsweise zu zeigen, wie sich die Urbanisierung ausgehend von der kollektiven Einrichtung vollzieht. *Stadt und kollektive Einrichtung sind keine Äquivalente*: der Staatsforst, die Gemeindeweiden, Produktionsstätten wie eine Zementfabrik – zu welchen Induktionen und Kristallisationen führen sie? Wie koppelt sich der Urbanisierungsprozess an die kollektive Einrichtung an? Sei es, dass sie bereits besteht (Brücke, Mühle), sei es, dass sie als urbane kollektive Einrichtung erst entsteht.

3. Die logischen Kategorien

Gilles Deleuze: In dem Text, den Sie vorschlagen, kommt keine Kategorie zum Vorschein.⁵ Man hätte beispielsweise im Falle der kollektiven Einrichtungen drei Typen von Strukturen in Betracht ziehen können – Strukturen der Investition, öffentlicher Dienste und der Unterstützung bzw. der Pseudo-Unterstützung – und die Annahme formulieren können, dass zwischen diesen verschiedenen Strukturen Gegensatzbeziehungen bestehen können. So konstituiert die *Autobahn* eine Investitionsstruktur, die polizeiliche Unterstützung erfährt und jede Vorstellung öffentlichen Dienstes schwinden lässt.

Die Methode des Textes hat im Gegenteil *historische Sequenzen* aufgegriffen, aber keine *logischen Kategorien*. Deshalb kommt darin kein Plan zum Vorschein.

Man hätte das Beispiel *ländlicher Tanzlokale* nehmen können: Auf dem Lande ist ein Tanzlokal eine kollektive Einrichtung; die Jungen werden hier von Ganoven erpresst; dies ist der Investitionsaspekt der kollektiven Einrichtung. Die Polizei wacht ihrerseits, bereit einzuschreiten: dies ist die repressive Unterstützung. Nun müsste dort das Nutzungsrecht die kollektive Einrichtung definieren, und nicht, wie es der Fall ist, das Recht des Konsums. Diese beiden Dimensionen stehen in der kollektiven Einrichtung gegenüber: die Konsument:in, die tatsächlich nicht über das Nutzungsrecht verfügt, steht der Nutzer:in gegenüber.

Guattari: Um in die Produktion decodierte Arbeitsströme, Frauenströme oder Kinderströme einfließen zu lassen, ist eine Reihe von Einrichtungen erforderlich, um diese Ströme zu präformieren.

⁵ Siehe oben, „Die Computer-Stadt“, S. 109–118

Diese Konzeption macht es möglich, sich gegen den aktuellen Zugang zu den kollektiven Einrichtungen zu stemmen, der sich auf fundamentale Kategorien bezieht wie die Funktionen der *Charta von Athen* (wohnen, sich bewegen, sich erholen, arbeiten, aufgefasst als natürliche Kategorien), denen die kollektiven Einrichtungen entsprechen müssen.

Hier handelt es sich um das völlige Gegenteil: erziehen, in die Krippe, ins Krankenhaus bringen, den Verkehr fließen lassen, dies sind keineswegs Funktionen, Fähigkeiten eines losgelösten generellen Instruments, es sind Axiome, die nur in ihrer wechselseitigen Beziehung aufeinander verständlich sind. Statt die Natur einer Einrichtung von den räumlichen Formen aus zu begreifen, die sie annimmt, gilt es zunächst zu begreifen, welche Art von Axiomatik impliziert ist. So dass man korrelative Veränderungen der Konzeption des Büros, des Verkehrs, der auf ein Direktionsbüro zulaufenden Räume, der Konzeption eines Eingangs, eines Hofes erlebt...

Vielleicht lässt sich ein bestimmter *Synchronismus* finden: wenn sich eine bestimmte *Mutation* ereignet, die impliziert, dass die Stadt als organloser Körper und die kollektiven Einrichtungen als Axiome des Kapitals eine Mutation implizieren (massiver Eintritt decodierter Ströme: Arbeit in den Manufakturen usw.), dann wird alles entsprechend verändert. Man könnte anhand präziser Beispiele sehen, wie sich diese „Personologisierung“ der Ströme durchsetzt. Beispielsweise wird ein bestimmter Typ der Beziehung der Frau innerhalb der Produktion die Konzeption der Krippe verändern, und von dort aus, zwanzig Jahre später, die der Schule, gewiss die der Berufsausbildung, vielleicht die des Gefängnisses. Man muss daher versuchen, den *Baum* der von einer

bestimmten Veränderung ausgehenden *Implikationen* zu zeichnen. Ein anderes Beispiel: die Auswirkungen des Eintritts der Frauen in die Produktion während des Kriegs von 1914.

Es gibt keine Einrichtungen an und für sich: es gibt eine Konstellation von Einrichtungen; und ebenso gibt es keine Stadt an und für sich, sondern eine Konstellation von Städten.

Foucault: Was mich bei Ihrem Text faszinierte, war die Art und Weise, mit der Sie den nichtoperativen Charakter des Begriffs der Stadt einführen. Mir scheint, dass man *drei Funktionen* kollektiver Einrichtungen aufzeigen kann, die sich in ein- und derselben Einrichtung völlig miteinander verflechten können. Ich möchte sie anhand eines einzigen Beispiels aufzeigen, dem der Straße.

Die erste Funktion der Straße: *die Produktion produzieren*. Es handelt sich darum, dafür zu sorgen, dass eine Produktion möglich ist, die einen Überschuss einschließt und somit eine Kapitalentnahme ermöglicht. Die Straße, die Arbeitskräfte an sich zieht, die es ermöglicht, Instrumente herbeizuschaffen, Rohstoffe zu begleiten, Gebühren zu erheben. Feldwege oder Bergwerksgänge, Ernte- oder Zehntwege. Diese Pfade waren eines der Kristallisationselemente staatlicher Macht. Um diese erste Funktion der Straße herum siedeln sich zwei Gestalten an: der *Vertreter der Macht*, der Steuer- und Gebühreneintreiber oder der Steuerfahnder: kurz, der der Abgaben erhebt. Ihm gegenüber als antithetische Gestalt der *Bandit*, derjenige, der gleichfalls, gegen den Vertreter der Macht, etwas eintreibt – der Plünderer.

Die zweite Funktion: *die Nachfrage produzieren*. Es handelt sich darum, eine maximale Nachfrage zu

erzeugen oder zumindest eine Nachfrage, die den Überschüssen der Produktion entspricht. Die Straße führt zum Markt, sie erzeugt Marktplätze, sie begleitet die Waren, die Verkäufer:innen und Käufer:innen. Mit dieser Funktion ist ein ganzes Regelwerk verknüpft, das festlegt, was man auf den Markt bringen darf, die zulässigen Preise, die Plätze, an denen der Handel erlaubt ist. Zwei Gestalten stehen einander gegenüber: der *Inspekteur*, der Kontrolleur, der Zoll- und Mautbeamte; und ihm gegenüber der *Schmuggler*, der Hausierer. Mandrin⁶ nimmt nicht die Waren weg; im Gegenteil, er offeriert sie in Hülle und Fülle, steuer- und gesetzesfrei. Diese Funktion der kollektiven Einrichtungen ruft den merkantilistischen Staat auf den Plan.

Die dritte Funktion: *Normalisieren*, die Produktion der Produktion und die Produktion der Nachfrage in Einklang bringen. Die Straße als Teil der „Landschaftsgestaltung“ oder, noch enger, die Autobahn, die die Fahrzeuge „konsumiert“, deren Produktion sie gewährleistet. Am einen Ende dieser Straße steht der *Ingenieur* für öffentliche Bauvorhaben, der Regulierer – Vertreter und Subjekt der Regel, Normalisierungsmacht und Normalitätstypus (die Ingenieurschulen beglaubigen einen Typus von Wissen, schreiben Macht zu und liefern soziale Modelle: „polytechnicien“ sein) –, und am anderen Ende der Straße derjenige, der „außer Verkehr“ ist, entweder weil er jemand ist, der nie zur Ruhe kommt, ein *Vagabund*, der aus dem Nichts kommt, oder aber weil er der „Übriggebliebene“ ist, unbeweglich in seiner Ecke, archaischer und wilder Überrest vor der

⁶ Louis Mandrin, berühmter Schmugglerhauptmann, der 1755 gerädert wurde (A. d. Ü.).

Straße: in beiden Fällen ein *Anormaler*. Notwendigkeit eines disziplinierenden Staats, Korrelat des industriellen Staats.

Es ist nicht dieselbe Chronik. Es ist eine Verortung funktioneller Elemente in einer beispielhaft ausgewählten Einrichtung. Man hätte ein anderes wählen können. Die *Erziehung* produziert Produzent:innen, sie produziert Nachfragende und zugleich normalisiert, klassifiziert und teilt sie ein, zwingt Regeln auf und zeigt die Grenzen des Pathologischen an.

Deleuze: Was Michel gerade sagte, ist ein typischer Fall von *Kategorien* kollektiver Einrichtungen, die nicht mit den Räumen zu verwechseln sind. Besteht das Ziel nicht tatsächlich darin, Kategorien aufzuzeigen, die in jedem historischen Kontext und in jedem Fall imstande sind, mit den anderen zusammen zu variieren? Somit gibt es Fälle, in denen der Aspekt der Produktion sich gegenüber dem der Nachfrage durchsetzt, je nach ökonomischer und politischer Konjunktur usw.

Es gilt ein Spiel *variabler Kategorien* in Gang zu bringen, deren Beziehungen variabel sind... Machen wir drei Aspekte kollektiver Einrichtungen ausfindig, die den von Michel vorgeschlagenen Unterscheidungen sehr nahe kommen.

Erster Aspekt: Die *Investition*. Sie ist der Produktion der Produktion verwandt. Die Krippe ist Produktion der Produktion und zugleich Investition, insoweit sie den Frauen ermöglicht, zu arbeiten. Das bedeutet, jemanden stets zumindest potenziell als Produzent:in zu behandeln.

Zweiter Aspekt: *Kontrolle, Unterstützung, Überwachung*, wenn nötig mit den kollektiven Einrichtungen,

die diesen Aspekt privilegieren. Er besteht darin, jemanden stets als Konsument:in zu behandeln.

Dritter Aspekt: Es ist der Aspekt *öffentlichen Dienstes*. Er ist im kapitalistischen System völlig entleert. Er besteht darin, die Bürger:innen als Nutzer:innen zu betrachten; er definiert sich durch das Recht auf Nutzung, d. h. das demokratische Recht par excellence außerhalb jeder Überwachungsoperation. Das *Nutzungsrecht* ist die Gemeinschaft. Die Investition ist der Staat, die Polizei. Die Autobahn von heute ist der kanalisierte Nomadismus, die Überwachung, während der öffentliche Dienst einen generalisierten Nomadismus impliziert. Somit müsste man an jede kollektive Einrichtung die Frage richten, worin ihr Anteil an der Produktion besteht, an der Produktion der Produktion, der Produktion der Nachfrage, der Regulation. Es gibt umso mehr öffentliche Dienste, je weniger Konsum, Konsumanreize und Unterstützung es gibt.

Foucault: Es gab eine Zeit, in der die Bildung von Produktionsinstrumenten wie etwa die Mühle nur einer politischen Macht übertragen werden konnte, die zugleich fiskalische Macht war; dies war ihre Aufgabe, nicht die des privaten Eigentums. Dann erlebt man einen Umschlag: die Instrumente der Produktion der Produktion gehen in das Regime des Privateigentums über; der Staat ist nunmehr zuständig für die Produktion der Nachfrage; nun hat man öffentliche Dienste geschaffen (Märkte, Straßen, Post...) im Hinblick auf ihre Nutzung; es gibt keine privaten Investitionen in diese öffentlichen Dienste, sondern lediglich Nutzer:innen: Heute stellt man fest, dass diese Produktion der Nachfrage selbst rentabel ist und man in sie investieren kann; sie war dem Staat

übertragen und von Beamt:innen ausgeführt; sie dringt inzwischen in die Kreisläufe privaten Profits ein: so die Werbung, die Privatisierung der Autobahnen und vielleicht des Telefons.

Die neu auftretende staatliche Funktion ist die des Ausbalancierens von Produktion der Produktion und Produktion der Nachfrage. Die Rolle des Staates wird weiter anwachsen: die Polizei, das Krankenhaus, die Einteilung in Irre und Nicht-Irre. Und dann werden vielleicht die Normalisierung, die psychiatrischen Kliniken, ja sogar die Gefängnisse von der pharmazeutischen Industrie übernommen, wenn die Internierten allesamt mit Neuroleptika behandelt werden. Eine Entstaatlichung kollektiver Einrichtungen, die Ankerpunkte der Staatsmacht waren.

Der Unterschied zwischen den sozialistischen Utopien und den kapitalistischen Utopien ist der, dass die kapitalistischen Utopien realisiert sind. 1840 lebten 40.000 Arbeiter:innen in den Fabrik-Konventen unter den Händen der guten Schwester. Im Norden gehörten die Stadt, die Wohnung, der Weg allesamt zur Fabrik (und noch heute gilt dies beispielsweise in den Bergarbeitersiedlungen von Bruay-en-Artois). Dies war auf zweifache Weise an den Staat gekoppelt: durch das System der Banken und durch die Armee (die Industriellen verlangten vom Staat, um die großen Industriezentren herum Garnisonen zu errichten: der Fall Lyons nach 1834). Gegenwärtig hat man diese Form der Repression privatisiert; man hat ihr die Form einer Kontrollinstanz des Normalen gegeben: Psycholog:innen, Privatpolizei, Gewerkschaften, Betriebskomitees: man stützt sich nicht mehr auf die Armee. Umgekehrt überträgt man dem Staat eine bestimmte Anzahl von Einrichtungen,

die zuvor dem Bereich des Privaten reserviert waren: es gibt keine Arbeitersiedlungen mehr, es gibt Sozialwohnungen, die auf dem Staatsapparat beruhen. Es fand ein *Funktionstausch* statt.

Zum Abschnitt 1. Die Computer-Stadt: Thesenpapier, verfasst im September 1971 von François Fourquet und Lion Murard.

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen als François Fourquet und Lion Murard, „La Ville-Ordinateur“, *Recherches* 13: Généalogie du capital, Bd. 1: Les Equipements du pouvoir, Dezember 1973, S. 15–21. Mit freundlicher Erlaubnis von Lion Murard und Anne Querrien.

Zum Abschnitt 2. Ist die Stadt eine produktive Kraft?: Protokoll der Diskussion (Mai 1972).

Übersetzt von Reiner Ansén, zuerst erschienen als „Erste Diskussionen, erste Versuche: Ist die Stadt eine produktive Kraft oder eine Kraft der Antiproduktion?“, in Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden*, Bd. II (1970–1975), hrsg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002, S. 557–562. Mit freundlicher Erlaubnis des Suhrkamp Verlags.

Zum Abschnitt 3. Die logischen Kategorien: Protokoll der Diskussion (September 1972).

Übersetzt von Hermann Kocyba, zuerst erschienen als „Durch energische Interventionen aus unserem euphorischen Aufenthalt in der Geschichte herausgerissen, nehmen wir mühsam ‚logische Kategorien‘ in Angriff“, in Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden*, Bd. II (1970–1975), hrsg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002, S. 563–568. Mit freundlicher Erlaubnis des Suhrkamp Verlags.

Raum und Körperlichkeit

In Disziplinen wie Architektur und Medizin werden der Raum und der Körper mit unterschiedlichen und eigenständigen Kategorien erfasst. Ich möchte die beiden von einem ganz anderen Standpunkt aus in Beziehung setzen: dem ihres Äußerungsgefüges.

Die phänomenologische Annäherung an den Raum und den gelebten Körper macht ihre Untrennbarkeit deutlich. Im Schlaf oder zum Beispiel im Traum fällt der phantasierte Körper mit den verschiedenen Modalitäten der räumlichen Semiotisierung zusammen, die ich einsetze. Die Faltung des Körpers auf sich selbst wird von einer Entfaltung imaginärer Räume begleitet. Wenn ich im Auto fahre, entspricht meine Ausrichtung auf den vor mir liegenden Raum einer Ausklammerung meines Körperschemas, indem ich den Blick und die Körperteile beiseite lege, die auf die kybernetische Steuerung der Automaschine und die von der Autobahn ausgehenden Signalisierungssysteme gerichtet sind.

Im Kino wird der Körper in einer quasi-hypnotischen Beziehung radikal vom filmischen Raum absorbiert. Bei der Lektüre eines geschriebenen Textes geben die Spuren (*tracé*) der phonematischen/phonetischen Artikulation diskontinuierlich ihre signifikativen Sequenzen der monematischen/morphematischen Artikulation frei. Ein anderes Äußerungsgefüge bringt noch weitere Modalitäten der Verräumlichung und Körperlichkeit mit sich. Der Raum des Schreibens ist zweifelsohne einer der geheimnisvollsten, der sich uns bietet, und die Körperhaltung, die Atem- und Herzrhythmen und die humoralen Entladungen des Körpers greifen stark ein. Es gibt also so viele Räume, wie es Modi der Semiotisierung und Subjektivierung gibt.

Aber wir dürfen uns nicht mit diesem ersten Aspekt der diachronen Diversifizierung begnügen. Es gibt in jedem Augenblick des Sehens, hier und jetzt, auch eine synchrone „Faltung“ (*foliation*) von heterogenen Räumen. Um die vorangegangenen Beispiele aufzugreifen, kann ich mich gleichzeitig vom Fluchtpunkt des Straßenverkehrs mitreißen lassen und einen Raum der Tagträumerei entfalten oder mich von einem musikalischen Raum überfluten lassen. Unter anderen Umständen kann eine Landschaft oder ein Gemälde gleichzeitig eine strukturelle Konsistenz ästhetischen Charakters annehmen und mich hinterfragen, mir direkt in die Augen schauen, von einem ethischen und affektiven Standpunkt aus, der alle räumliche Diskursivität überlagert.

Lassen Sie uns ein persönliches Beispiel betrachten. Als ich eines Tages mit einer Gruppe von Freund:innen auf einer Hauptstraße von São Paulo spazieren ging, fühlte ich mich beim Überqueren einer Straßenkreuzung von einem nicht lokalisierbaren Sprecher angesprochen. Eine der Besonderheiten dieser Stadt, die mir in vielerlei Hinsicht seltsam erscheint, besteht darin, dass ihre Straßenzüge und -kreuzungen auf Ebenen liegen, die in sehr großer Höhe voneinander getrennt sind. Als mein Blick auf den dichten Verkehr fiel, der sich geradeaus auf ein unendliches Grau zubewegte, ergriff mich ein intensiver, flüchtiger und undefinierbarer Eindruck, den ich als schroff erlebte. Daraufhin bat ich meine Freund:innen, ihren Spaziergang ohne mich fortzusetzen, und wie in einem Echo von Prousts Fixierung auf seine „schwangeren Momente“ (der Geschmack der Madeleine, der Tanz der Kirchtürme von Martinville, die kurze musikalische Phrase von Vinteuil, das lose Kopfsteinpflaster im Hof des Hotel de Guermentes...) bemühte ich mich stotternd

zu klären, was mir gerade widerfahren war. Nach einiger Zeit kam mir die Antwort wie von selbst. Etwas aus meiner frühen Kindheit sprach zu mir aus dem Herzen dieser trostlosen Landschaft, eine grundsätzliche Ordnung der Wahrnehmung. Es gab in der Tat eine homöthetische Beziehung zwischen einer sehr alten Wahrnehmung – vielleicht vom Pont Cardinet, der sich in zahlreiche Schienenstränge spannt, welche in den Bahnhof von Saint-Lazare münden – und der heutigen. Das gleiche Gefühl des Hochgehobenwerdens und des Überhangs reproduzierte sich.

Aber in Wirklichkeit hat der Pont Cardinet eine normale Höhe. Nur in meiner Kindheitswahrnehmung wurde ich mit dieser unverhältnismäßigen Höhe konfrontiert, die sich gerade auf der Brücke von São Paulo wiederhergestellt hatte. Überall sonst, wo sich diese Übertreibung der Höhe nicht wiederholte, konnte der komplexe Affekt der Kindheit, der damit verbunden war, nicht ausgelöst werden.

Dieses Beispiel zeigt uns, dass tatsächliche Raumwahrnehmungen durch frühere Wahrnehmungen „verdoppelt“ werden können, ohne dass man von einer Verdrängung oder einem Konflikt zwischen bereits etablierten Repräsentationen sprechen muss, da die Semiotisierung des Kindheitserinnerungsstücks von der Schaffung eines Eindrucks mit poetischem Charakter *ex nihilo* begleitet wurde.

Der amerikanische Psychoanalytiker und Verhaltensforscher Daniel Stern hat in seinem Buch *Die Lebenserfahrung des Säuglings*¹ ein innovatives Konzept des Selbst

¹ Daniel Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, übers. von Wolfgang Kreye, bearb. von Elisabeth Vorspohl, Stuttgart: Klett-Cotta, 2007.

entwickelt, das den polyphonen Charakter der Subjektivität erhellen kann. Er beschreibt, dass es beim Säugling bis zu zwei Jahren vier Schichten des Selbst gibt:

- von der Geburt bis zum Alter von zwei Monaten: das Empfinden eines auftauchenden Selbst;
- von zwei bis drei Monaten bis zu sieben bis neun Monaten: das Empfinden für das eigene Ich;
- von sieben bis neun Monaten bis zu fünfzehn Monaten: das Empfinden eines subjektiven Selbst;
- nach fünfzehn Monaten: das Empfinden eines verbalen Selbst.

Ich möchte betonen, dass jede dieser Komponenten des Selbst, wenn sie einmal aufgetaucht ist, parallel zu den anderen weiter existiert und je nach den Umständen wieder an die Oberfläche, in den Vordergrund der Subjektivität treten kann. Daniel Stern lehnt somit diachrone Psychogenesen vom Typ der psychoanalytischen Stadien ab – orales Stadium, anales Stadium, genitales Stadium, Latenzzeit... –, bei denen Rückwärtsgewandtheit gleichbedeutend mit archaischer Fixierung und Regression war. Hier gibt es nunmehr eine echte Polyphonie der subjektiven Formationen.

Daniel Stern führt seine Untersuchung nicht über das Alter von zwei Jahren hinaus fort, aber man könnte sich durchaus vorstellen, dass ein biblisches Ich (das mit dem Eintritt des Kindes in die Schule korreliert), ein pubertäres Ich usw. auftauchen könnte.

Der „schwängere Moment“, der sich mir auf der Brücke von São Paulo aufdrängte, scheint mir einer Wiederholung des auftauchenden Selbst zu entsprechen, mit seinem bewegenden Gefühl der ursprünglichen Entdeckung der Welt und darüber hinaus mit einer aktuellen Neuordnung der anderen Selbst-Modalitäten.

Das Kernselbst, das sich auf die Phase bezieht, in der der Körper Festigkeit oder Konsistenz annimmt, ist wie versteinert. An der Grenze zur psychotischen Katatonie mobilisiert der dritte Bereich der interpersonell-intersubjektiven Verbindung das, was Daniel Stern einen „evozierten Gefährten“ nennt, der nicht, wie Stern betont, als Mittel zur Erinnerung an ein reales und vergangenes Ereignis fungiert, sondern als aktives Exemplar der Ereignisse, die mit dem betrachteten Zeitraum zusammenhängen. Dieser „evozierte Gefährte“ verweist auf verallgemeinerte Darstellungen der Interaktion, die aufgrund ihres neutralen Charakters als abstrakte Entität nicht direkt greifbar sind.² Diese Idee eines abstrakten Affekts erscheint mir entscheidend. Nicht nur, weil der Affekt global verspürt wird, besteht er aus einer rohen, pulsierenden Materie. Es ist auch diese Art von Affekt, der beim Hören einer musikalischen Phrase von Debussy oder beim Anblick eines futuristischen Plakats Universen von extremer Komplexität erscheinen lässt. Auf der Brücke von São Paulo wird eine ganze Welt der Kindheit zum Leben erweckt. Die evozierte Gefährtin ist dabei die Mutter, die sich von mir entfernt und mir erklärt, dass sie mich für einen Moment allein lässt, dass sie zurückkommen wird – eine affektive Intensität, die von meinen Spaziergangsbegleiter:innen weitergegeben wird, die mich ebenfalls der fremden Stadt überlassen. Was das verbale Selbst betrifft, so besteht es darin, ein Ereignis zu formulieren, das im Wesentlichen in der vor-sprachlichen Kindheit erlebt wurde.

Diese Erfahrung der Subjektivierung des Raums hat nur insofern Ausnahmecharakter, als sie einen

² Ebd., S. 162ff.

psychischen Riss aufgedeckt hat, der auf quasi-pädagogische Weise einen Einblick in die Schichtung des Selbst gewährt. Aber auch jeder andere gelebte Raum würde solche synchronen Agglomerationen der Psyche ansprechen, die sonst nur die poetische Arbeit der Erfahrung des Wahns oder eine leidenschaftliche Explosion ans Licht bringen kann. Auf diese Weise fühlen sich bestimmte Psychotiker:innen von Stimmen aus allen Winkeln des Raums bedrängt, Stimmen, die sie anrufen, oft um sie zu beleidigen. Hat die Architektur etwas mit dieser Diachronie und Polyphonie der Räume zu tun? Wäre der entwickelte/konstruierte Bereich immer einstimmig, mit einer einseitigen Bedeutung? Offensichtlich ist jede Konstruktion immer überdeterminiert, und sei es nur durch einen Stil, selbst wenn dieser Stil durch seine Abwesenheit glänzt. Wie Wittgenstein sagt: „Alles befindet sich sozusagen in einem Raum der Möglichkeit.“ Nehmen wir zum Beispiel die Textur der Materialien und die räumlichen Mittel dessen, was man gemeinhin „Mittelalter“ nennt. Es ist immer Träger einer geheimnisvollen Aura, als ob sein Boden es mit einer geheimen Kraft durchtränken würde. Eine Hexe oder ein Alchimist haben dort seit jeher im Verborgenen gewirkt. Im Gegensatz dazu versetzen uns die außergewöhnlichen Konstruktionen eines Shin Takamatsu trotz ihres mechanischen Charakters in eine Welt der Science Fiction, die „veraltet“ ist, weil sie auf die futuristischen Klischees vom Anfang des Jahrhunderts fixiert ist. Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht, der gebaute Raum durchdringt uns unter verschiedenen stilistischen, historischen, funktionalen und affektiven Gesichtspunkten... Bauwerke oder Gebäude aller Art sind Äußerungsmaschinen. Sie produzieren eine partielle Subjektivierung,

die sich zu anderen Subjektivierungsgefügen zusammensetzt. Eine Barackensiedlung oder eine Favela führen einen anderen Diskurs und manipulieren in uns andere kognitive und affektive Quellen. Ausgehend von dieser rauen Konstellation haben einige Architekt:innen wie Henri Gaudin begonnen, für eine schlichte Rückkehr zu den Dissymmetrien vergangener Zeiten zu plädieren. Eine solche Nostalgie für die Vergangenheit scheint mir zumindest gefährlich zu sein, da die Geschichte nie das Gleiche wiedergibt und jede authentische Aufarbeitung der Vergangenheit immer eine Neuschöpfung, eine radikale Neuerfindung impliziert. In dieser Hinsicht scheinen mir die Symmetriebrüche eines Tadao Ando viel interessanter zu sein, insofern sie von den rechteckigen Formen des Modernismus ausgehen, die ihn zur Neuerfindung völlig neuer Intensitäten des Geheimnisses führen.³

Die Tragweite, die Spannweite der gebauten Räume geht weit über ihre sichtbaren und funktionalen Strukturen hinaus. Sie sind im Wesentlichen Maschinen, Bedeutungs- und Empfindungsmaschinen, abstrakte Maschinen, die wie der zuvor beschworene „Gefährte“ funktionieren, Maschinen, die unkörperliche Universen in sich tragen, die keine Universalien sind, die aber sowohl im Sinne einer normierenden Zerkleinerung als auch im Sinne einer befreienden Resingularisierung individueller und kollektiver Subjektivität wirken können. Ich glaube, dass es nach der strukturalistischen Beschädigung und der postmodernen Sackgasse dringend notwendig ist, zu einer „animistischen“ Weltanschauung

3 Henri Gaudin, *La cabane et le labyrinthe*, Brüssel: Editions Pierre Mardaga, 1984.

zurückzukehren. Das Ergebnis des Modernismus muss entschärft werden, die Eindimensionalität und die Allgemeinheit und der Formalismus, in die er unweigerlich abstürzen musste. Die gesamte Geschichte dieses ausgehenden Jahrhunderts zeigt eine außerordentliche Vermehrung subjektiver Komponenten, im Guten wie im Schlechten. (Kollektive Subjektivität durch das Aufkommen von Nationalismen und religiösen Archaismen. Die maschinische Subjektivität der Massenmedien, von denen wir hoffen können, dass sie die Wege der Singularität wiederfinden, indem sie zu einem post-medialen Zeitalter führen). Alle diese Komponenten der sozialen, maschinischen und ästhetischen Subjektivität belagern uns buchstäblich von allen Seiten und zerstückeln unsere alten Bezugsräume. Mehr oder weniger fröhlich und mit einer immer größeren Geschwindigkeit der Deterritorialisierung.

Unsere Sinnesorgane, organischen Funktionen, Phantasien und ethologischen Reflexe sind maschinisch an eine technowissenschaftliche Welt angeschlossen, die sich in einem wahren Wildwuchs befindet. Die Welt verändert sich nicht mehr alle zehn Jahre, sondern von Jahr zu Jahr. In diesem Zusammenhang scheinen sich architektonische und urbane Planungen im Tempo der Dinosaurier zu bewegen. Ist eine gewissenhafte Architekt:in künftig dazu verurteilt, mit herabhängenden Armen vor der Komplexität der Aufgaben zu verharren, die sie bedrängen?

Wenn es aber stimmt, dass sich die Interaktionen zwischen dem Körper und dem gebauten Raum in einem Feld der Virtualität entfalten, dessen Komplexität an das Chaos grenzt – Städte wie Mexiko steuern mit Höchstgeschwindigkeit auf ein scheinbar unausweichliches

ökologisches und demografisches Ersticken zu –, dann liegt es vielleicht an den Architekt:innen und Stadtplaner:innen, sowohl die Komplexität als auch das Chaos neu zu denken. Das Äquivalent zu den „seltsamen Attraktoren“ aus der Thermodynamik gleichgewichtsferner Zustände (aus dem Bereich der non-linearen Dynamik) könnte hier gesucht werden, und zwar in Richtung der potenziellen Äußerungsgefüge, die das urbane und architektonische Chaos insgeheim bewohnen. Aber wir müssen schnell von einem solchen wissenschaftlichen Paradigma zu einem ästhetischen übergehen. Die Architektenzeichnung (*dessin*) – im Französischen gleichlautend mit *dessein*, Ziel, auch Wunsch, Werteorientierung, Vorhaben – begibt sich auf die Suche nach einer partiellen Äußerung, die dem Ensemble der in Frage gestellten Komponenten Konsistenz verleiht. Als Schöpfer:in neuer Formen ist die Architekt:in nicht zwangsläufig entzweit und im Labyrinth der Möglichkeiten verloren. Irgendetwas in ihr kann ankündigen, dass sie sich nähert, dass sie sich dem „Heißen“ nähert, wie wir es bei einem Kinderspiel sagen, wenn wir uns mit geschlossenen Augen auf den Weg machen, um das Objekt zu finden, das nur von den Schreien der Spieler:innen geleitet wird. In der Tat geschieht es manchmal wie durch ein Wunder, dass alle Komponenten, alle Instrumente nicht im Einklang sind, sondern in einem Spiel von Harmonien und geschachtelten Symmetrien übereinstimmen, die dem Bauwerk den Charakter der Autoreferenz, der systematischen Vollendung, kurz gesagt, des richtigen Weges verleihen.

Der große Historiker und Soziologe Lewis Mumford, der gerade verstorben ist, hatte vor nicht allzu langer Zeit die Städte als *Megamaschinen* bezeichnet. Und zwar unter der Voraussetzung, den Begriff der Maschine über

ihre technischen Aspekte hinaus zu erweitern und ihre wirtschaftlichen, ökologischen und abstrakten Dimensionen und sogar die „Wunschmaschinen“, die unsere unbewussten Impulse bevölkern, zu berücksichtigen.

Es ist die Gesamtheit der städtebaulichen und architektonischen Rädchen, bis hin zu ihren kleinsten Untereinheiten, die als maschinische Komponenten zu behandeln sind. Aber wenn es stimmt, dass diese maschinischen Komponenten vor allem Subjektivität hervorbringen, dann sind sie mehr als eine Struktur oder gar ein System in ihrem üblichen Verständnis. Es ist angebracht, sie als autopoetische Systeme zu bezeichnen, wie sie Francisco Varela qualifiziert,⁴ der übrigens diese Art von System mit Maschinen gleichsetzt. Man kann nicht genug betonen, dass die Konsistenz eines Gebäudes nicht nur materieller Natur ist, sondern auch maschinische Dimensionen und unkörperliche Universen einbezieht, die ihm seine subjektive Autokonsistenz verleihen. Es mag paradox erscheinen, die Subjektivität auf materielle Ensembles zu verlagern, deshalb soll hier von partieller Subjektivierung gesprochen werden: die Stadt, die Straße, das Gebäude, die Tür, der Gang... Sie alle modellieren in ihren Teilen und globalen Kompositionen Foyers der Subjektivität. Die Agoraphobiker:in zum Beispiel erlebt den Verlust der Konsistenz einer komplexen räumlichen Maschine, die sie begleitet: der Ort, den sie durchquert, der Verkehr, den sie als Bedrohung empfindet, die Blicke der Passant:innen, ihr eigenes existenzielles Wahrnehmen eines bis zum Äußersten gedehnten Raums und ihre eigenen Fantasien des Verlusts.

⁴ Francisco Varela, *Autonomie et Connaissance. Essai sur le vivant*, Paris: Édition du Seuil, 1989.

Doch welche Mittel stehen der Architekt:in zur Verfügung, um die ihrem Gegenstand und ihrer Tätigkeit innewohnende Produktion von Subjektivität zu erfassen und abzubilden? Man könnte hier von einer architektonischen Übertragung sprechen, die sich offensichtlich nicht durch ein objektives Wissen wissenschaftlicher Art, sondern unter dem Blickwinkel komplexer ästhetischer Affekte manifestiert. Dieses Wissen, das wir in Anlehnung an Viktor von Weizsäcker als „pathisch“ bezeichnen können, zeichnet sich dadurch aus, dass es nicht von einer Diskursivität ausgeht, die sich auf klar abgegrenzte Gesamtheiten bezieht, sondern durch eine Gruppierung von existenziellen Territorien die Existenz ein und derselben partiellen Äußerung hinter so unterschiedlichen und heterogenen Gebilden wie den Stellungen des Go zu postulieren erlaubt, Teilen des realen und des imaginären Körpers, den gelebten häuslichen Raum, der Beziehung zum „evozierten Gefährten“, Eigenschaften, die dem ethnischen, dem nachbarschaftlichen und natürlich dem architektonischen Raum eigen sind. Das einfachste Beispiel für pathisches Wissen wird uns in der Wahrnehmung eines „Ambientes“ gegeben, dem eines Treffens oder eines Festes, das wir global und unmittelbar erfassen, und nicht durch die Anhäufung von einzelnen Informationen. Das „Begreifen“ der Psychose ist von dieser Art und auch das des architektonischen Objekts, die sich beide ohne Vermittlung ergeben. Sobald wir beispielsweise bestimmte Grundschulen betreten, spüren wir eine Angst, die von den Wänden ausgeht, einen Faktor der partiellen Subjektivierung, der sich in die gelebte Psyche jeder Schüler:in und jeder Lehrer:in einfügt.

Hier ist es angebracht, dass wir uns in mehreren Punkten von Lacan lösen. Die kollektive Subjektivität,

um die es hier geht, beruht nicht nur, ja nicht einmal im Wesentlichen, auf den Signifikantenketten der Sprache. Sie wird durch semiotische Komponenten hervorgebracht, die sich nicht auf eine Übersetzung in strukturelle oder systematische Signifikanten reduzieren lassen. Der Trieb, der die Phantasmen trägt, gibt durch das Partialobjekt die Nachbarschaft zum Körper auf, selbst wenn er durch den Begriff des Objekt klein *a* neu bezeichnet und erweitert wurde. Die räumlichen Formen und die mit ihnen verbundenen Rhythmen und Ritornelle sind selbst Träger eines *a*-signifikanten Sinns, den ich hier von einer Funktion der Signifikation unterscheide, indem er die Rolle hat, die existenzielle Stütze eines Foyers der Äußerung zu sein. Man wird nicht mehr vom Subjekt im Allgemeinen und von einer vollkommen individuierten Äußerung sprechen können, sondern von partiellen und heterogenen Komponenten der Subjektivität und von kollektiven Gefügen, die menschliche Vielfältigkeiten, aber auch tierische, pflanzliche, maschinische, unkörperliche und infrapersonale Prozesse des Werdens implizieren. Man wird nur dann in der Lage sein, transversale Dimensionen zwischen Komponenten partieller Subjektivierung zu trennen, zum Beispiel zwischen einem gelebten Raum und „lebendiger“ Musik – dem Salon von Madame Verdurin und der Sonate von Vinteuil –, wenn man die spezifischen Züge des Ausdrucksmaterials jeder dieser beiden Komponenten hervorgehoben, akzentuiert, „unterscheidbar“ gemacht hat. So wird die Transversalität der „wiedergefundenen Zeit“, die überwältigende Resonanz, die den Übergang von einem Universum zum anderen ermöglicht, immer wie ein Gottesgeschenk gegeben sein.

Alles führt immer wieder zurück zu dieser Frage der Foyers der partiellen Äußerung, der Heterogenität der Komponenten und des Prozesses der Resingularisierung. In diese Richtung sollten sich die Architekt:innen von heute orientieren. Sie sind verpflichtet, Partei zu ergreifen, sich zu engagieren (wie man zu Zeiten von Jean-Paul Sartre zu sagen pflegte, wenn es um die Art von Subjektivität ging, die sie zu schaffen bereit sind).

Werden sie den Weg einer verstärkten Produktion einer Subjektivität des „verallgemeinerten Äquivalents“ einschlagen, einer standardisierten Subjektivität, die ihren Wert aus ihrem Aktienkurs auf dem Massenmedienmarkt bezieht, oder werden sie gegen den Strom schwimmen, indem sie zu einer Wiederaneignung der Subjektivität durch Subjektgruppen beitragen, die sich mit Re-Singularisierung und Heterogenität beschäftigen? Werden sie den Weg des infantilisierenden Konsenses oder des kreativen Dissenses gehen? Aber können wir uns eine Pädagogik der Singularität vorstellen? Liegt hier nicht ein Selbstwiderspruch vor? Zweifellos gibt es die Macht des Beispiels der Differenz. Dies geschieht in gewisser Weise in Japan, wo zahlreiche junge Architekt:innen eine fieberhafte Originalität anstreben. Die ästhetische Komponente, die der Architekt:in als Schöpfer:in innewohnt, kann zu einem primären Element in einem Gefüge werden, das von tausend funktionalen, sozialen, wirtschaftlichen, materiellen und umweltbedingten Zwängen durchzogen ist, ein Gefüge, das das architektonische Subjekt-Objekt darstellt. Hier wird deutlich, dass das ethisch-ästhetische Paradigma dazu bestimmt ist, in den Vordergrund zu rücken. Die Singularität, die durch die „Projektion“ angestrebt wird, muss nicht nur anerkannt, sondern auch in ihrer Authentizität

bekräftigt werden. Auf keinen Fall darf die Rolle der Architekt:in auf die einer Bauingenieur:in reduziert werden. Die Tatsache, dass sich die Wunschmaschinen der Schöpfer:in in einer Art Kontinuum mit den Meinungsmaschinen und den Materialmaschinen befinden, bedeutet keineswegs, dass sie in ihnen untergehen. Es gibt also Grund, diese Rückkehr zu einer ästhetischen Annahme mit einer ethisch-politischen Verantwortung allgemeinerer Art zu verbinden, einer Verantwortung, die die Berücksichtigung mehrerer „optionaler Materialien“ des Herzens und der Seele verlangt. Der wesentliche Teil der Arbeit der Architekt:in liegt in den Entscheidungen, die sie treffen muss. Warum sollte man den Zwängen einer Komponente mehr Beachtung schenken als denen einer anderen? Ein gewisser Handlungsspielraum steht ihr zur Verfügung, aber sie stößt auch auf bestimmte Schwellen, die sie nicht überschreiten darf, aus Angst, die existenzielle Konsistenz ihres Werks, ihre potenzielle Äußerungskraft zu verlieren. Es gibt Kompromisse mit Veranstalter:innen, mit Ingenieur:innen, mit Funktionalität, sogar mit dem vorherrschenden Zeitgeschmack. Aber auch die Notwendigkeit einer Selbstbestätigung seiner eigenen Wahl, wenn die ästhetische Vollendung in Frage gestellt wird.

Viele Faktoren der gegenwärtigen Entwicklung führen zum Verlust der ästhetischen Besonderheit der Architektur. Durch dieses Problem stellt sich eine viel umfassendere Frage: Ist es legitim oder nicht, dass sich eine autonome ästhetische Dimension innerhalb des städtischen Gewebes behauptet? Die gleiche Frage nach einer ethisch-politischen Requalifizierung stellt sich auf allen Ebenen menschlichen Handelns. Die Dimensionen der Umweltökologie, der sozialen und der mentalen Ökologie

– die ich unter dem allgemeinen Begriff „Ökosophie“ zusammenfasse – werden nicht ausreichend berücksichtigt, was ihre Etymologie betrifft: *oikos*, die Behausung, führt uns ganz natürlich dahin. Die Aufwertung menschlicher Tätigkeiten kann nicht mehr einseitig auf der Menge der in die Produktion von materiellen Gütern eingebrachten Arbeit beruhen. Die Produktion menschlicher und maschinischer Subjektivität soll die auf Profit, Tauschwert, Preissystem, Interessenkonflikten und -kämpfen basierende Marktwirtschaft ablösen.

Die Neudefinition der Beziehungen zwischen dem bebauten Raum, den existenziellen Territorien der Menschheit (aber auch der Tierwelt, der pflanzlichen Arten und der unkörperlichen Werte sowie der maschinischen Systeme) wird zu einem der Hauptelemente der politischen Repolarisierung werden, die zum Zusammenbruch der Links-Rechts-Achse zwischen Konservativen und Progressiven führen wird. Es wird hier nicht mehr nur um die Lebensqualität gehen, sondern um die Zukunft des Lebens als solches, in seiner Beziehung zur Biosphäre.

Die informatischen Revolutionen, die Robotik, die Telematik und das biologische Engineering führen zu einer größeren Verfügbarkeit menschlicher Tätigkeiten zu Lasten der traditionellen Lohnarbeit, da die Maschine die unbefriedigendsten und repetitivsten Aufgaben übernimmt. Die Frage ist nicht, ob diese neue Verfügbarkeit zu einer wachsenden Masse von Arbeitslosen und sozial Abgehängten führen wird, sondern ob sie in eine aktive Produktion von individueller und kollektiver Subjektivität in Bezug auf den Körper, den gelebten Raum, die Zeit und das existenzielle Werden umgewandelt werden kann, die von ethisch-ästhetischen Paradigmen ausgeht. Und unter diesem Gesichtspunkt, ich wiederhole

es, werden sich die Entscheidungen der Architektur und der Urbanistik mit besonderer Schärfe an einem besonders sensiblen Scheideweg stellen.

Vortrag vom 7. April 1990, Panel zu „The Caged Body“ im Rahmen des Symposiums „Machine/Body“ an der Columbia University.

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen als Félix Guattari, „Space and Corporeity“, in Hraztan Zeitlian (Hrsg.), *Architecture*, New York: Semiotext(e), 1992, 118G1–125G8. Mit freundlicher Erlaubnis von Semiotext(e).

Ebenso wie der oben abgedruckte Text „Ökosophische Praktiken und die Wiederherstellung der subjektiven Stadt“ (S. 11–37) findet sich dieser Text am Ende der brasilianischen Ausgabe von Guattaris letztem Buch *Chaosmose*. Félix Guattari, „Espaço e Corporeidade“, in *Chaosmose. Um novo paradigma estético*, übers. von Ana Lúcia de Oliveira und Lúcia Cláudia Leão, São Paulo: editora 34, 2006, S. 153–165.

Politisch-ethische Grundlagen der Interdisziplinarität

Alle sind sich darüber im Klaren, dass die Komplexität der Forschungsgegenstände im Bereich der Geistes-, Sozial- und Umweltwissenschaften einen interdisziplinären Ansatz erfordert. Doch allzu oft erlaubt die Begegnung zwischen den Disziplinen keine Öffnung der aufeinander-treffenden Problemstellungen und Ausdrucksweisen. Man winkt sich von einem Bereich zum anderen zu, ohne dass es zu einer tiefgreifenden Kommunikation kommt. Wie kann eine Brücke zwischen den lebendigen Ökosystemen geschlagen werden? Es steht viel auf dem Spiel, denn es geht um die Möglichkeit einer echten Wirksamkeit in diesen Fragen. Die wissenschaftliche Ökologie, die auf die Umwelt angewandt wird, bleibt machtlos, wenn sie nicht durch neue soziale und politische Verhaltensweisen vermittelt wird, und diese wiederum werden ohne eine tiefgreifende Veränderung der Mentalitäten in Trägheit und Konservatismus verharren.

Die Frage der Interdisziplinarität verlagert sich somit von der Domäne des Kognitiven auf soziale, ethische, politische und sogar ästhetische Bereiche. Denn die Ökologie des Sichtbaren ist untrennbar mit einer Ökologie des Virtuellen verbunden, mit den Problematiken individueller und kollektiver Entscheidungen, mit Wertuniversen, die sich auf dem Weg zum Wachstum oder zum Zusammenbruch befinden.

Unter der Ägide eines wissenschaftlichen oder besser gesagt szientistischen Paradigmas haben sich die Geistes- und Sozialwissenschaften systematisch dazu gezwungen, die subjektiven Faktoren der Verantwortung und des Engagements zu beseitigen. Was tatsächlich

in Frage gestellt werden sollte, ist ein gewisser formaler Status, der der Objektivität in diesen Registern verliehen wird. Die Sichtweise, die man von einem „normalen“ Zustand der Dinge hat, hängt immer von einem normativen Standpunkt ab. Das urbane Leben am Ende des Jahrtausends zu beschreiben und abzuschätzen, wohin es tendiert, impliziert eine Werteentscheidung in Bezug auf gesellschaftliche Güter, auf die Stellung des Imaginären im Verhältnis zu den Medien, auf das Verhältnis zwischen dem Natürlichen, dem Kosmischen, und dem Künstlichen, dem Maschinischen. Das bedeutet nicht, dass man hier im Vagen, im Ungefähren bleiben muss, sondern dass man im Laufe einer wirklichen Forschung immer in einen konstruktivistischen Prozess verwickelt ist. Der Forschungsgegenstand steht zu diesem in einem Rückkopplungsverhältnis. Unter diesen Bedingungen sollten soziales Experimentieren und Forschungshandeln (*recherche-action*) viel häufiger mit der objektiven Analyse sozialer Tatsachen verschränkt werden. In der Tat ist der Forschungsprozess in vielen Bereichen dazu aufgerufen, seinen Gegenstand fortlaufend zu verändern und neu zu konstruieren.

Das menschliche Leben kann auf unserem Planeten nur dank seiner Stützung durch Wissenschaft und Technologie erhalten werden. Der Wettlauf zwischen der Wissenschaft und AIDS zeigt dies auf dramatische Weise: Ohne die Entwicklung eines Impfstoffs oder eines Medikaments werden in den kommenden Jahrzehnten Hunderte von Millionen von Menschen gefährdet sein. Gerade in diesem Bereich drängt sich die interdisziplinäre Forschung auf. Das Gleiche gilt für die Bereiche Bildung, Familie, Nachbarschaft: Ihre gesellschaftliche Berechtigung, ihr kultureller Zusammenhalt

scheint verloren zu gehen. In diesen Bereichen wird immer häufiger auf die Intervention des Staates (Polizei, Sozialarbeit, Justiz usw.) oder der Massenmedien (Rolle der Fernsehserien, der Meinungsumfragen, der Werbung) zurückgegriffen. Das Leben mit über 65 und über 80 gehört mittlerweile fast ausschließlich den spezialisierten kollektiven Einrichtungen. Es hat also eine allgemeine Deterritorialisierung der alten sozialen Territorien, der Sitten und Gebräuche, der Traditionen, der selbstregulierenden Repräsentationen, eine immer stärkere Berufung auf den Wohlfahrtsstaat, die Sozialarbeit, auf Spezialist:innen und auf Fachleute stattgefunden. Man mag dies bedauern, aber man muss das Beste daraus machen, zumindest unter den gegenwärtigen Bedingungen.

Langfristig wird es immer notwendiger werden, das menschliche Leben im Sinne jener verallgemeinerten Ökologie – der ökologischen, der sozialen und der mentalen Ökologie – erneut zu überdenken, die ich *Ökosophie* genannt habe, und infolgedessen auch den Status der Forschung in all diesen Bereichen. Die Charta der Menschenrechte sollte einen Artikel über das Recht eines jeden auf Forschung enthalten. Alle gesellschaftlichen Gruppen, alle Berufe, auch die Minderheiten haben ein Bedürfnis nach Forschung, die sie betrifft oder einbezieht. Die Schaffung eines kognitiven Pols der Singularisierung und Partikularisierung von Forschung, der den Pol der universellen Rationalität der Wissenschaft ausgleicht, scheint unerlässlich. Es geht hier um die Bejahung eines neuen Paradigmas des prozesshaften Schaffens, das mit der Ästhetik im sozialen Bereich verbunden ist. Sein wertemäßiges Ziel wäre nicht mehr die Wahrheit mit einem großen W, sondern eine

Modellierung, die in einem sozialen Organismus, dessen Schicksal in Frage steht, verortet und verkörpert ist.

Die Erweiterung der Horizonte der Forschung, ihre Übernahme durch immer zahlreichere soziale Schichten, bedeutet jedoch keinen Verlust an Strenge, sondern eine Änderung der Haltung gegenüber ihren Gesprächspartner:innen. Nehmen wir das Beispiel der städtischen Ökologie. Hier müssen die Gesprächspartner:innen manchmal völlig neu zusammengesetzt werden. Dies ist der Fall bei der Konzeption des urbanen Raums vom Typ „Neue Städte“, bei der es angebracht ist, die Bevölkerungen oder Berufe, die ein bestimmtes soziales Territorium besetzen sollen, vorzuzeichnen oder zu simulieren.

In diesem Zusammenhang sei auf die interessanten Experimente verwiesen, die sich in der UdSSR im Kontext von Situationen, welche lange Zeit durch die Bürokratie blockiert waren, im Zuge der Perestroika entwickelt haben. Selbstverwaltete Gruppen haben sich mit dem Ziel konstituiert, sich der Unbeweglichkeit der lokalen Sowjets zu widersetzen, insbesondere in den Bereichen der Architektur, des Städtebaus und des Umweltschutzes. (Diese Experimente wurden von einem Zentrum für regionale Forschung koordiniert, das von der Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von Victor Tischenko gegründet wurde.) Die Tätigkeit dieser Gruppen führte zur Gründung von Genossenschaften, die in Moskau, Leningrad und anderen Städten Wohnungen errichteten, die wesentlich besser waren als die vom Staat gebauten. 1987 fand auf Wunsch von Boris Jelzin in Moskau ein groß angelegtes kollektives Spiel zum Thema des sozialen Werdens dieser Stadt statt, an dem 150 Personen aus allen Ebenen der sozialen Hierarchie teilnahmen, um eine neue Methodik in diesem Bereich

zu definieren. Ziel dieser „Rollenspiele“ war es auch, der Gesamtheit der Teilnehmer:innen zu vermitteln, dass Macht sich transformieren und zu einer Instanz mit vielfältigen Partner:innen werden kann, die sich auf Bündnisse und Verhandlungen gründet, statt ein Herrschaftsverhältnis zwischen hierarchischen Instanzen zu sein. Durch diese Forschung wird eine ganze politische Kultur in Frage gestellt.¹ Obwohl sich die westlichen Demokratien und Japan in einer ganz anderen Situation befinden als die UdSSR, kann man davon ausgehen, dass es in anderen Formen, unter anderen Modalitäten ebenso notwendig sein wird, dort so etwas wie kollektive Äußerungsgefüge zu erfinden, um die technokratischen Visionen auszugleichen, die in diesen Sektoren allzu häufig vorherrschen.

Interdisziplinarität, die ich lieber als Transdisziplinarität bezeichne, geschieht meiner Meinung nach also durch eine ständige Neuerfindung der Demokratie auf verschiedenen Stufen im sozialen Feld. Bei der Durchführung von Stadtentwicklungsprojekten, der Renovierung von alten Stadtvierteln oder der Umwandlung von „Industriebrachen“ sollten bedeutende Verträge für Forschung und soziale Experimente nicht nur mit Akteur:innen in den Sozialwissenschaften, sondern auch mit einer bestimmten Anzahl zukünftiger Bewohner:innen und Nutzer:innen dieser Bauten und Einrichtungen

¹ [Siehe dazu Anne Querrien, „Moment critique pour l'autogestion soviétique naissante. Analyse d'un jeu d'activités organisées“, *Futur antérieur* 8 (1991): 99–112, Boris A. Sazonov, „Nouveaux concepts pour la gestion urbaine à Moscou. Le jeu de l'action territoriale“, *Les Annales de la recherche urbaine* 51 (1991): 16–28, Anne Querrien, Boris A. Sazonov, Victor Tischenko, „Du communisme à la mise en commun. Expérience d'autogestion dans les quartiers de Moscou“, *Futur Antérieur* 2 (1990): 5–21 (Anm. d. Hrsg.)].

geschlossen werden, um zu untersuchen, wie neue Formen des häuslichen Lebens, neue Praktiken der Nachbarschaft, der Zusammenarbeit und Solidarität, der Bildung, der Kultur, des Sports, der Betreuung von Kindern, älteren Menschen und Behinderten usw. aussehen könnten. Ein kollektives Bewusstsein dafür, dass die Mittel zur Veränderung des Lebens und zur Schaffung eines neuen Stils von Tätigkeiten, neuer Werte, zumindest in unseren entwickelten Gesellschaften, in Reichweite sind, hat sich noch nicht herausgebildet. (Im Übrigen könnte man viel lernen aus einigen bereits vorliegenden Erfahrungen in Ländern der Dritten Welt!) Der Wunsch und der Wille, sich in Richtung solcher Veränderungen zu bewegen, hängen zu einem großen Teil von der Ausrichtung der Sozialarbeit und der Forschung ab. Es ist nicht legitim, ein Viertel zu untersuchen, ohne sich gleichzeitig für seine Erneuerung einzusetzen. Die kognitive Ausarbeitung ist hier untrennbar mit dem menschlichen Engagement und den damit verbundenen Wertentscheidungen verbunden.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet, versteht sich die Ausweitung der Transdisziplinarität von selbst. Um bei unserem Beispiel der Umgestaltung des städtischen Lebens zu bleiben, ist es offensichtlich, dass kein Wunsch nach Veränderung und keine kollektive Emulation entstehen kann, wenn sie nicht vor dem Hintergrund eines Willens zur Veränderung des menschlichen Lebens auf dem Planeten stehen. Die grüne Ökologie, die soziale Ökologie und die mentale Ökologie werden niemals zu großen Errungenschaften führen, wenn sie nur in einem Land, einem Viertel, ja sogar nur auf einem Kontinent der Wohlhabenden gepflegt werden. In Anbetracht der Entwicklungen der Informatik, der Robotik und der

Telematik wird die planetarische Arbeitsteilung immer brutaler. Zahlreiche Gebiete in der Dritten Welt sind von einer unglaublichen Über-Ausbeutung (insbesondere durch Kinderarbeit) geprägt, während immer größere Regionen der Welt einer Art wirtschaftlicher und kultureller Verödung ausgesetzt sind. Für die meisten sozialen, urbanen und ökologischen Fragen würde Transdisziplinarität also auch darin bestehen, einen Schritt zurück auf eine planetarische Ebene zu machen und lokale Fragen ausgehend von Horizonten zu problematisieren, die das gesamte Leben und die internationalen Beziehungen ins Spiel bringen.

Eine weitere Achse für die Ausweitung der Transdisziplinarität bestünde darin, sich von traditionellen Sichtweisen zu lösen, die systematisch vom weißen, erwachsenen Mann ausgehen, der sich auf dem Markt der dominanten Werte kompetitiv verhält. Wie viele neue Fragen würden sich unter dem emanzipatorischen Gesichtspunkt der Situation der Frauen stellen? Die Ethnologie ist im Wesentlichen männlich geblieben. Es bleibt ein immenser Bereich zu entschlüsseln, der Mythen, Rituale und kollektive weibliche Praktiken betrifft. Ebenso geht es darum, die Welt mit den Augen der Kinder zu betrachten, der Alten, der Behinderten... Kurzum, es geht darum, mit dem üblichen, massenmedialen Blick zu brechen, der unseren Intellekt und unsere Empfindungsfähigkeit untergräbt.

Damit Transdisziplinarität funktioniert, müsste aus ihr eine Transversalität zwischen Wissenschaft, Gesellschaft, Ästhetik und Politik werden. Wenn es, wie die Marxist:innen des Historischen Materialismus glaubten, tatsächlich keine Wissenschaft der Politik gibt, besteht dagegen die Notwendigkeit, eine Politik der Wissenschaft

neu zu denken. Als dialektisches Gegenstück müsste die Politik als transversaler Bereich neu gedacht werden; sie müsste ihre gewohnten Arenen und ihren Fokus auf die Medien verlassen, um durch das soziale Gewebe zu einer Wiederaneignung von Technik und Wissenschaft zu gelangen, die unter der Ägide einer auf Profit ausgerichteten Wirtschaft zu Fehlentwicklungen und Katastrophen führen, insbesondere im ökologischen Bereich. Eine Politik, die näher an den Ökosystemen des täglichen Lebens ist und dennoch die großen Herausforderungen des Planeten im Blick hat. An diesem Punkt der Geschichte ist die Menschheit zum ersten Mal für ihr Schicksal als Spezies verantwortlich und darüber hinaus für alle lebenden Arten und die Zukunft der Biosphäre. Aber es ist angebracht, bei den lebenden Arten einen notwendigen Schutz und eine optimale Entwicklung der unkörperlichen Arten hinzuzufügen. Kulturen sind auch bedroht, ebenso wie Formen der Kunst und der Empfindungsfähigkeit. Die Wissenschaft kann sich nicht damit begnügen, diese Entwicklungen passiv zu untersuchen. Sie muss sich einmischen, sich engagieren.

Aus einer noch weiter in die Zukunft ausgreifenden Perspektive kann man sich auch die mögliche Entwicklung der Transdisziplinarität im Zusammenhang mit der Entwicklung von neuen Technologien vorstellen. In erster Linie wird es möglich sein, ein immer größeres Maß an Tätigkeit und Arbeit von den sich wiederholenden materiellen Aufgaben zu befreien und sie dem Studium, der Forschung und der Kultur zu widmen, die untereinander neue Verbindungen aller Art herstellen werden. Langfristig kann man sich vorstellen, dass die Besetzung dieser Bereiche den Vorrang vor allen anderen haben wird. Es versteht sich von selbst, dass eine

solche Umkehrung der Werte beträchtliche geopolitische, soziale und wirtschaftliche Umwälzungen mit sich bringen würde (insbesondere in der Art und Weise der Bewertung von menschlichen Tätigkeiten und maschinischen Produktionen). Zweitens wird die Entwicklung der Informatik, ihre Verknüpfung mit dem Fernsehen, der Telematik, den Datenbanken und dem Bild eine Art maschinische Transdisziplinarität entwickeln. Dies ist bereits weitgehend der Fall bei jeder großen Entdeckung, jeder großen technologischen Innovation, die nicht nur benachbarte Bereiche berührt, sondern häufig auch Auswirkungen auf die entferntesten Domänen hat. Man denke nur an die extreme Verflechtung von Informatik, Raumfahrttechnologien, Kommunikationstechniken, Physik, Astrophysik, Biologie usw. Drittens kann man sich vorstellen, dass das kommende Zeitalter eine tiefgreifende Umgestaltung der Ausdrucksmittel, des Wissens, der Verständigung und der Empfindungsfähigkeit mit sich bringen wird. Der Reichtum der Wissenschaft in der Renaissance war zu einem großen Teil mit der Entdeckung des Buchdrucks verbunden.

Heute beginnt sich vielleicht eine neue Art von informatischer Schrift herauszubilden. Eine Schrift, die sich nicht mehr auf die Transkription von geschriebenen und gesprochenen Zeichen beschränkt, sondern deren semiotische Segmente ihren eigenen Reichtum, ihre eigene Autonomie besitzen werden. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die erhellende Arbeit von Pierre Lévy über die „dynamische Ideographie“ (im Erscheinen bei den Éditions de la Découverte),² die zeigen, dass es

² [Siehe Pierre Lévy, *L'idéographie dynamique. Vers une imagination artificielle?*, Paris: Découverte, 1991 (Anm. d. Hrsg.)].

möglich ist, eine Transdisziplinarität innerhalb der Sprache der Informatik entstehen zu lassen, eine Transdisziplinarität, die es ermöglichen würde, die Problematik eines Modells im Verhältnis zu einem anderen zu klären (Pierre Lévy nennt hier genau das Beispiel des Wissenstransfers zwischen heterogenen Ökosystemen), eine Transdisziplinarität, die die Forschung sozusagen genau an der Grenze zwischen Wissenschaft, Kunst und sozialer Kommunikation positionieren würde.

Als innere Bewegung der Transformation der Wissenschaften, als Öffnung gegenüber dem Sozialen, der Ästhetik und der Ethik, wird Transdisziplinarität nicht spontan entstehen. Das internationale wissenschaftliche Leben ist oft in formale Rituale verstrickt, in einer Scheininterdisziplinarität gefangen. Ihre Vertiefung setzt eine ständige „Forschung über Forschung“ voraus, ein Experimentieren mit neuen Wegen für die Konstituierung kollektiver Äußerungsgefüge. Dafür müssen Voraussetzungen geschaffen werden. Es geht nicht nur darum, pluridisziplinäre Teams einzurichten, manchmal für lange Zeiträume oder nach angemessenen zeitlichen Rhythmen, sondern es stellt sich oft auch die Frage nach ihrer Einpflanzung, nach ihren Untersuchungsfeldern, nach ihrer Interaktion mit einem menschlichen Umfeld. Im Bereich der Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern wurden beispielsweise allzu oft Expert:innen auf sozialen Terrains „abgeworfen“, die nicht darauf vorbereitet waren, sie aufzunehmen, während sie ihrerseits nicht darauf vorbereitet worden sind, ihnen zu begegnen. In diesem Bereich dürfte die Analyse der Misserfolge sehr aufschlussreich sein. Agronomisches, medizinisches, ökologisches und architektonisches Wissen muss in jeder konkreten Situation irgendwie neu erfunden

werden. Daraus ergibt sich die Bedeutung der Erstellung von Monographien, in denen die Wege nachgezeichnet werden, die ein Experiment in Gang gesetzt haben, seine positiven und negativen Phasen, die Verzweigungen, die die Bildung dessen charakterisiert haben, was ich kollektive Äußerungsgefüge genannt habe.

Es gibt keine allgemeine Pädagogik für den Aufbau einer lebendigen Transdisziplinarität. Es geht hier um die Initiative, die Risikobereitschaft, das Verlassen von vorgefertigten Schemata, die Reifung der Persönlichkeit (die sehr junge Menschen betreffen kann). Auch in diesem Register wird viel mehr gewonnen, wenn man sich auf den ästhetischen Schaffensprozess bezieht als auf die standardisierten, geplanten, bürokratisierten Visionen, die allzu oft in wissenschaftlichen Forschungszentren, Labors und Universitäten herrschen.

Text vom April 1992 (aus dem Nachlass).

Übersetzt von Henning Schmidgen, zuerst erschienen als Félix Guattari, „Transdisciplinarity Must Become Transversality“, *Theory, Culture & Society*, 2015, 32(5–6): 131–137. Mit freundlicher Erlaubnis von Emmanuelle, Bruno und Stephen Guattari.

Nachwort: Territorium und Existenz

Volker Bernhard

Félix Guattari erlebt seinen urban-urbanistischen Proust-Moment irgendwann in den 1980er Jahren, als er mit Freund:innen eine Hauptstraße São Paulos entlangspaziert. Während er eine Kreuzung überquert, wird er gerufen, doch er weiß weder von wem noch woher. Auf wirre, sich in dieser chaotischen Stadt oft vertikal übereinander lagernde Straßen schauend, ergreift ihn ein „intensiver, flüchtiger und undefinierbarer Eindruck“. Er bittet seine Freund:innen vorzugehen und hängt dieser Empfindung nach, wiederholt gewissermaßen Prousts „schwängere Momente“ (Madeleine, Vinteuil-Sonate etc.) und die mit ihnen verbundene „Suche nach der verlorenen Zeit“. Nach einer kurzen Verwunderung erkennt er: „Etwas aus meiner frühen Kindheit sprach zu mir aus dem Herzen dieser trostlosen Landschaft“ (S. 137).¹ Als Kind waren ihm die Gleise des heimischen Bahnhofs beeindruckend hoch vorgekommen, nun aktivierten die hochgelegenen Straßen São Paulos jene Kindheitserinnerung, auch wenn der Straßenverlauf in Frankreich aus heutiger Sicht deutlich niedriger gewesen war.

Mit dieser Szene, die Guattari im April 1990 während seines Vortrags „Raum und Körperlichkeit“ (S. 135–150) an der Columbia University schildert, will er weder eine traumatische Kindheitserfahrung beschwören, noch persönliche Befindlichkeiten zum Besten geben. Vielmehr kristallisiert sich in dieser Erfahrung die gesellschaftlich relevante Bedeutung von Architektur und Stadt für Subjektivierungsprozesse:

¹ Seitenangaben mit Klammern im Text beziehen sich auf Zitate und Argumente aus dem vorliegenden Band.

Ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht, der gebaute Raum durchdringt uns unter verschiedenen stilistischen, historischen, funktionalen und affektiven Gesichtspunkten... Bauwerke oder Gebäude aller Art sind Äußerungsmaschinen. Sie produzieren eine partielle Subjektivierung, die sich zu anderen Subjektivierungsgefügen zusammensetzt. Eine Barackensiedlung oder eine Favela führen einen anderen Diskurs und manipulieren in uns andere kognitive und affektive Quellen. (S. 140f.)

Diese Szene des späten Guattari pointiert seine vielgestaltige, jahrzehntelange Untersuchung von Subjektivierungsprozessen und existenziellen Territorien, die letztlich auf ein immer dringlicher erscheinendes Gegenwartsproblem zielt.

Das Verhältnis von Territorium und Existenz wird zusehends prekärer. Lebensbestimmende Territorien verlieren in rasantem Maße ihre ohnehin seit jeher fragile Selbstverständlichkeit: Wohnungsnot und Gentrifizierung, Fetischisierung der eigenen Lebens- und Wohnweise, die daraus resultierende Verhärtung des öffentlichen Raums, die Privatisierung und Kommerzialisierung der Städte... Hinzu kommt eine rasante und umfassende Deterritorialisierung durch Digitalisierung, die viele mit der Moderne verbundene Gewohnheiten infrage stellt und dem Verhältnis von Territorium und Existenz grundlegend neue Kategorien abnötigt.

All dies gründet auf einem den Klimawandel befeuernden, oft jegliches Innen und Außen kolonialisierenden Abwirtschaften aller Lebensweisen und Kontinente. Es lässt marginalisierte Existenzformen verschwinden und erzeugt eine vom Planetaren bis zur winzigsten Lebensäußerung reichende, in weiten Teilen geradezu

feindlich gesinnte Umwelt – auch wenn sie unablässig knallt und zuweilen verführerisch schillert.

Guattari kann auf diese großen Verwerfungen letztlich keine befriedigenden Antworten liefern, doch er stellt Fragen, die ihrer Zeit vorausseilen und deren Artikulation dringlicher als je zuvor erscheinen. Statt in ein kulturkritisches Lamento zu verfallen, liefert er neuartige und produktive Perspektiven für eine von Ungewissheiten geprägte Zeit.

Die vorliegenden Schriften zu Architektur und Urbanismus verdeutlichen, dass sein theoretisches wie praktisches Schaffen zu weiten Teilen um das Verhältnis von Territorium und Existenz kreist. Das jahrzehntelange Engagement für gesellschaftliche Befreiungskämpfe (etwa in Frankreich, Italien, Brasilien, Japan) und die Institutionelle Psychotherapie, die Formierung unzähliger aktivistischer Gruppen, die eigenen philosophischen Versuchsanordnungen und für ihn zentrale Begriffe wie Ökosophie, Maschine oder subjektive Stadt – all dies zielt auf eine Resingularisierung, eine Analyse und Neugestaltung von Institutionen, Räumen und existenziellen Territorien, mit denen Subjekte untrennbar verflochten sind, da sie sich durch einen stetigen Nahkampf mit diesen überhaupt erst permanent konstituieren:

Über Jahrtausende haben die Menschen, vielleicht nach dem Vorbild von Schalentieren oder Termiten, die Gewohnheit angenommen, sich mit allen Sorten von Panzern zu umgeben. Die Gebäude, die Kleidung, die Autos, die Bilder und Botschaften, die sie ständig absondern, kleben an ihrer Haut, hängen mindestens so sehr wie die Knochen ihres Skeletts am Fleisch ihres Daseins. (S. 39)

Im Laufe der 1980er Jahre verdichtet sich Guattaris Interesse für Territorium und Existenz in zwei miteinander verwobenen Themen, die in jüngster Zeit einige Aufmerksamkeit erfahren haben: einerseits die Ökosophie,² andererseits die Architektur.³ Dass beide Themen aus Guattaris Interesse hinsichtlich des Verhältnisses von Territorium und Existenz entspringen und daher nicht voneinander separierbar sind, hat dabei aber nur selten Beachtung gefunden. Da in jüngerer Zeit Guattaris urbaner Impetus aufgegriffen und seine Hauptwerke im Hinblick auf die Frage der Stadt aktualisiert und für gegenwärtige urbane Kämpfe fruchtbar gemacht wurden,⁴ liegt es nun an den hier zusammengetragenen und bisher selten rezipierten Schriften, ihre Aktualität zu beweisen. An dieser Stelle liefere ich einen ersten derartigen

2 Siehe Hanjo Berressem, *Félix Guattari's Schizoanalytic Ecology*, Edinburgh: Edinburgh University Press, 2020; Thomas Jellis, Joe Gerlach und John-David Dewsbury (Hrsg.), *Why Guattari? A Liberation of Cartographies, Ecologies and Politics*, London/New York, Routledge, 2019; Patricia MacCormack und Colin Gardner (Hrsg.), *Ecosophical Aesthetics. Art, Ethics and Ecology with Guattari*, London: Bloomsbury, 2018; Constantin V. Boundas (Hrsg.), *Schizoanalysis and Ecosophy. Reading Deleuze and Guattari*, London/New York: Bloomsbury, 2018.

3 Siehe Marko Jobst und Hélène Frichot (Hrsg.), *Architectural Affects after Deleuze and Guattari*, London/New York: Routledge, 2021; Constantin V. Boundas und Vana Tentokali (Hrsg.), *Architectural and Urban Reflections after Deleuze and Guattari*, London/New York: Rowman & Littlefield, 2018; Graham Livesey (Hrsg.), *Deleuze and Guattari on Architecture: Critical Assessments in Architecture*, Abingdon/New York: Routledge, 2015; Hélène Frichot und Stephen Loo (Hrsg.), *Deleuze and Architecture*, Edinburgh: Edinburgh University Press, 2013.

4 Siehe exemplarisch Kike España, *Die sanfte Stadt*, übers. von Gerald Raunig, Wien: transversal texts, 2021; Tobias Bärtzsch et al. (Hrsg.), *Ökologien der Sorge*, Wien: transversal texts, 2017; Hélène Frichot, Catharina Gabrielsson und Jonathan Metzger (Hrsg.) *Deleuze and the City*, Edinburgh: Edinburgh University Press, 2016.

Versuch durch eine Deutung entlang des Verhältnisses von Territorium und Existenz, welches in den vorliegenden Texten vor allem anhand folgender Aspekte deutlich wird: La Borde, Ökosophie, Stadt und kollektive Einrichtungen, Architektur-Maschinen, Existenz und Engagement, Bauen einer neuen Stadt.

La Borde

Guattari arbeitete jahrzehntelang in La Borde, einer psychiatrischen Reformklinik in Cour-Cheverny bei Blois. Anstatt auf Einschließung zu setzen, wagte er hier mit Jean Oury und anderen eine radikale Reform der Institution. Die Institutionelle Psychotherapie, in ihren Anfängen maßgeblich von Lucien Bonnafé und François Tosquelles konzipiert,⁵ wollte die Klinik nicht länger „konzentrationslagerhaft“ organisieren, sondern erklärte die Umwelt der „pensionnaires“⁶ selbst zum Gegenstand der Therapie: „Man richtete sich nach der Maxime, die Umgebung zu behandeln, ehe irgendeine individuelle Kur begonnen wird.“⁷ Durch die kollektive Gestaltung ihrer Umwelt sollten Hierarchien abgebaut und neue existenzielle Territorien geschaffen werden – seien dies gemeinsam umgesetzte Theaterstücke, Filme,

5 Siehe Camille Robcis, *Disalienation. Politics, Philosophy, and Radical Psychiatry in Postwar France*. Chicago: University of Chicago Press, 2021; sowie Marlon Miguel und Elena Vogman (Hrsg.), *Psychotherapy and Materialism. Essays by François Tosquelles und Jean Oury*, Berlin: ICI Berlin Press.

6 Der Begriff ‚Patient:in‘ sollte vermeiden werden, stattdessen wurde bereits sprachlich das temporäre, gemeinschaftliche Zusammenleben betont – Gästen oder Mitbewohner:innen nicht unähnlich.

7 Félix Guattari, „Einführung in die institutionelle Psychotherapie“, in *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976, S. 82–97, hier: S. 82f.

Zeitungen, Kunst, Kochen, Autofahren oder sonst ein Fluchtpunkt, der zu einem, je nach Bedürfnis, Stabilität oder Öffnung gewährenden Territorium ausgebaut werden konnte.

Aufgrund dieser Erfahrungen ist „existenzielles Territorium“ für Guattari ein Schlüsselbegriff. Er verdeutlicht die unauflösliche Verwobenheit von Subjektivität und Räumlichkeit, von Körper und Umwelt, von Leben und Erde. Er umfasst vielfältige Räume, Zustände und Modalitäten, die Kristallisationspunkte von Subjektivierungsprozessen bilden und bestenfalls Fluchtlinien des Werdens eröffnen: Wohnung, Sessel, Verlagskollektiv, Proberaum, Küche, Kulturzentrum, aktivistische Gruppe... Jedes existenzielle Territorium bedeutet zwar für jeden singulären Subjektivierungsprozess etwas anderes, doch sind sie keinesfalls vereinzelt oder exklusiv: Guattari beschreibt den Einsatz in La Borde als das Eröffnen von Möglichkeiten zur Erschließung neuer Räume des Existierens – insbesondere durch gemeinsame Arbeit, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und das Erleben der eigener Verantwortung für die Institution. Die gemeinsame Organisation des Alltags als stetige Arbeit an der Institution war ein entscheidender Teil der Therapie. Die weißen Kittel wurden beiseite gelegt, und Aufgaben von vermeintlich ‚höheren‘ und ‚niederen‘ Tätigkeiten rotierten, auch teilweise entgegen staatlicher Vorgaben; die Flure waren nicht klinisch gereinigt.

Wie in der Klinik Saint-Alban, wo man Mauern abtrug, wurde auch in La Borde etwa durch öffentlich zugängliche Feste eine Öffnung zum gesellschaftlichen Außen angestrebt. Bewohner:innen fuhren das Auto-shuttle zum Bahnhof, um den Besuch abzuholen. In Nicolas Philiberts kurz nach Guattaris Ableben gedrehter

Dokumentation *La moindre des choses* von 1994 ist einigermaßen bemerkenswert, dass, abgesehen von wenigen Szenen, die etwa Bewohner:innen beim Telefondienst zeigen, ein Großteil des sommerlichen Alltags im un- abgeäunten Park der Klinik stattfanden: offener Raum, freie Fläche, weiter Horizont, Vogelzwitschern.⁸

Ökosophie

Auf das politische Aufbegehren der 1960 und 1970er Jahre folgten für Guattari, bezeichnenderweise mit Beginn des Neoliberalismus, zuweilen ziellose und von Depressionen geprägte „Winterjahre“.⁹ Zugleich beginnen sich neue Fragestellungen und Begriffe zu formieren, die seine späteren Arbeiten dominieren werden. Angesichts einer sich immer deutlicher abzeichnenden Klimakatastrophe stellt Guattari in zunehmendem Maße die ökologische Frage, engagiert sich bei *Les Verts* und entwickelt seine unabgeschlossene wie täglich dringlicher erscheinende Ökosophie. Auch wenn dieses kolossale Kompositum eine umfassende Erklärung von Mensch, Denken und Erde erwarten lässt, ist seine Ökosophie eher eine nie endende Frage: Wie sind Territorium und Existenz, Mensch, weitere Lebensformen, Gesellschaft, Technik und Erde verwoben, und wie ließe sich ihr Verhältnis in ein weniger destruktives als das vorherrschende transformieren?

Diese Fragestellung gründet auf einer für Guattari zentralen Beobachtung: „Der Mensch von heute ist

⁸ Zur Frage des Territoriums in der Institutionellen Psychotherapie siehe Elena Vogman, „Geo-psychiatry: Media and the Ecologies of Madness“, *Grey Room* 97 (2024): 76–117. Zum Alltag in La Borde siehe François Dosse, *Gilles Deleuze, Félix Guattari. Biographien*, übers. von Christian Driesen, Wien: Turia + Kant, 2017, S. 73–128.

⁹ Félix Guattari, *Les années d'hiver: 1980–1985*, Paris: Les Prairies Ordinaires, 2009.

durch und durch deterritorialisiert.“ (S. 11) Er ist durch den planetarischen Kapitalismus und einer in „Wildwuchs“ befindlichen „technowissenschaftlichen Welt“ (S. 142) bodenlos geworden und hat seine Heimat endgültig verloren. Für Guattari ist das keine Verlustgeschichte, sondern eröffnet ungeahnte Möglichkeiten, neuartige existenzielle Territorien zu gewinnen. Diese Territorien definieren sich gerade nicht durch den Boden, sondern sind genuin konstruiert, und damit gestalt- und veränderbar: in der Familie, der Wohnung, einer Gruppe oder der Stadt... Guattaris Denken richtet sich entschieden gegen die Phantasmagorie einer durch die Moderne verlorenen Heimat, gegen jede Form von in jüngster Zeit wieder besonders virulenten, landsmännischen Ringeltänzen um Wurzelreste.¹⁰

Wirklich utopisch sind für Guattari all jene Konservatismen und identitären Ökologien, die zu vermeintlich überschaubaren, sicheren Zeiten zurückkehren wollen – sie versperren sich dem Werden und dem Konstruieren neuer existenzieller Territorien durch eine Überidentifikation mit dem Gegebenen und einer Fetischisierung von vermeintlich vertrauten, ‚heimatlichen‘ Territorien (S. 11). In der Tat findet sich in vielen zivilisationskritischen Bewegungen und Theorien – etwa in der Romantik, der Lebensreform und den

10 Hinsichtlich einer rasanten Deterritorialisierung des Menschen, der Unmöglichkeit eines Zurückerlangens der Heimat und den damit einhergehenden neuen Horizonten deckt sich Guattaris Analyse weitgehend mit Vilém Flussers ebenso unsentimentaler „Bodenlosigkeit“; siehe exemplarisch Vilém Flusser, *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*, Düsseldorf/Bensheim: Bollmann, 1992; sowie ders., *Von der Freiheit des Migranten*, Hamburg: EVA, 2013. Im Gegensatz zu Flusser grundiert Guattari diesen Befund und daraus hervorgehende Potenziale jedoch mit guten Argumenten entschieden marxistisch.

Ökologie-Bewegungen seit den 1960er Jahren – eine repressive Ablehnung der Moderne, zuweilen gar eine Beschwörung vom harmonischen Leben im Einklang mit Mutter Erde.¹¹

Statt Natur-, Pflanzen- und Artenschutz als Bewahrung von Essenzen zu verstehen und der Zivilisation gegenüberzustellen, sieht Guattari sie unauflöslich mit unkörperlichen Arten und multimodalen Räumlichkeiten verbunden. Keine Rückeroberung einer glücklichen Vergangenheit oder eines verlorenen Bodens: Für die Ökosophie kann ein Ausweg aus der „planetarischen Sackgasse der Gegenwart“ (S. 12) nur durch eine Neuausrichtung wirtschaftlicher Ziele und eine Neubegründung von mentalen und sozialen, künstlerischen und kulturellen Praktiken gelingen.¹² Guattari will nicht den Zeiger der Uhr zurückzudrehen, sondern Prozesse anstoßen, die das Zifferblatt neu gestalten:

Wie die Mentalitäten verändern, wie soziale Praktiken neu erfinden, die der Menschheit den Sinn für Verantwortung nicht nur gegenüber ihrem eigenen Überleben, sondern gleichermaßen gegenüber der Zukunft jedes Lebens auf diesem Planeten zurückgeben würde [...], das Leben der Tier- und Pflanzenarten sowie das der unkörperlichen Arten wie der Musik, der Künste, des Kinos, des Verhältnisses zur Zeit, der Liebe und des Mitgefühls für die anderen, des Gefühls für die Verschmelzung innerhalb des Kosmos?¹³

11 Zur Geschichte der Umweltbewegung seit Jean-Jacques Rousseau siehe Joachim Radkau, *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München: C.H.Beck, 2011.

12 Siehe Félix Guattari, „Für eine Neubegründung sozialer Praktiken“, übers. von Daniel Drognitz, in Tobias Bärtzsch et al. (Hrsg.), *Ökologien der Sorge*, Wien: transversal texts, 2017, S. 209–229.

13 Félix Guattari, *Chaosmose*, Wien/Berlin: Turia + Kant, 2014, S. 151f.

Um die Verwobenheit von Existenzweisen und Problemlagen sichtbar zu machen, benennt Guattari die drei ineinander geschachtelten Ökologien des Mentalen, Sozialen und Umweltlichen: Die Fragen nach Subjektivität, Gesellschaft und Umgang mit der Natur sind demnach nicht voneinander separierbar. Letztlich wird er in „Ökosophische Praktiken und die Wiederherstellung der subjektiven Stadt“ von dieser Dreifaltigkeit abrücken, und neben der ‚klassischen‘ Umweltökologie von wissenschaftlicher, wirtschaftlicher, urbaner, sozialer und mentaler Ökologie sprechen (S. 13).

Die Ökosophie bündelt seine jahrzehntelange Erforschung von Territorium und Existenz, nichts spitzt deren Verhältnis grundsätzlicher zu als die gefährdete Bewohnbarkeit der Erde: Das Bewohnen der Erde wird jedoch weder abstrakt planetarisch empfunden noch gelebt, sondern vollzieht sich in alltäglichen, Subjektivität modulierenden Praktiken wie Wohnen oder urbanem Leben.

Wir bewohnen nach Guattari also ganz konkrete mannigfaltige Territorien der Existenz – unter ihnen etwa Wohnung, Haus, Kiez, Stadt, Region, Nationalstaat, Kontinent, habitable Zone... – die seine Ökosophie in Resonanz miteinander zu versetzen sucht. Sie unterläuft transversal den vermeintlichen Gegensatz zwischen Planetarem (also nicht die religiöse oder familialisierende Mutter Erde) und Lokalem (die alltäglich produzierte wie gelebte Subjektivität). Beide durchdringen einander unauflöslich, als Teile miteinander verschränkter Kreisläufe: *Die drei Ökologien*.

Guattari schreibt hier an einer entscheidenden Stelle, dass die „Kunst des ‚Öko‘ [...] alle Möglichkeiten umfasst, die existentiellen Territorien zu domestizieren, ob

diese nun vertraute Seinsweisen – den Körper, die Umwelt – betreffen oder große kontextuelle Gesamtheiten im Zusammenhang mit einer Volksgruppe, einer Nation oder sogar den allgemeinen Menschenrechten.“¹⁴ Bereits der explizite Bezug auf Domestizierung (*domesticus* = „häuslich“) verdeutlicht, dass er die Frage des Wohnens stellt. Doch Guattari wird noch deutlicher: In der zugehörigen Fußnote leitet er den Kern seiner Ökosophie aus dem Griechischen ab und betont so, welche entscheidende, da alltäglich-konkrete Rolle das Wohnen und die Stadt in dieser Konzeption spielen: „*oikos*, das heißt Haus, häusliches Gut, Habitat, natürliches Umfeld.“¹⁵ Ebenso wie das Ritornell-Kapitel in *Tausend Plateaus* ist seine Ökosophie eine große Reflexion über das Wohnen inmitten einer durch Kapitalismus und Technik geprägten Welt, die auf eine Umgestaltung vorfindlicher Daseinsräume zielt.

Um dem zwanglosen Zwang der Gegenwart etwas entgegenzusetzen, müssen für Guattari die existenziellen Territorien ihrer alltäglichen Selbstverständlichkeit beraubt werden: „Wir werden keine gesunde Beziehung zur Biosphäre herstellen können, wenn wir nicht den Sozios und die Psyche neu erfinden“.¹⁶ Er beklagt immer wieder einen „Mangel an kollektiver Einbildungskraft“ (S. 9). Daher entspricht die „Kunst des ‚Öko‘“¹⁷

¹⁴ Félix Guattari, *Die drei Ökologien*, übers. von Alec A. Schaerer, Wien: Passagen, 2019, S. 49.

¹⁵ Ebd., S. 74.

¹⁶ Félix Guattari, „Drawing, Cities, Nomads“, in Hraztan Zeitlian (Hrsg.), *Architecture*, New York: Semiotext(e), 1992, 118G1–125G8, hier: 118G1 (Übersetzung V.B.). Es handelt sich hierbei um eine kürzere und leicht variierte Version von „Ökosophische Praktiken und die Wiederherstellung der subjektiven Stadt“ (S. 11–37).

¹⁷ Guattari, *Die drei Ökologien*, S. 49.

einem Imperativ zur Entwicklung eines gesellschaftskritischen und ökologischen Sensoriums für prä- und asignifikante Qualitäten, sowie einer daraus hervorgehenden Umgestaltung jener Umwelten, die entscheidend an Subjektivierungsprozessen mitwirken.

Stadt und kollektive Einrichtungen

Im Sinne besagter Neuausrichtung der ökologischen Frage, hin zum Konkreten, wird die Stadt zur Schlüsselfrage des späten Guattari:

[Das Phänomen Stadt] ist nicht länger nur ein Problem unter vielen, sondern das Problem Nummer Eins, das Problem, an dem sich wirtschaftliche, soziale, ökologische und kulturelle Herausforderungen kreuzen. Die Stadt bestimmt das Schicksal der Menschheit, ihren Aufstieg und ihre Segregation, die Bildung ihrer Eliten, die Zukunft der sozialen Innovation, der Kreativität in allen Bereichen. (S. 25)

Auf den ersten Blick sind viele seiner architektonischen und urbanistischen Argumente bekannt. Guattari reiht sich bereits zu Lebzeiten ein in eine Reihe traditionsreicher Reflexionen zur Wirkung gebauter Umwelten und urbanen Miteinanders auf Subjektivierungsprozesse und gesellschaftliche Realitäten.¹⁸ Was seine Darle-

¹⁸ Siehe exemplarisch Jane Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, übers. von Eva Gärtner, Basel: Birkhäuser, 2015; David Harvey, *Social Justice and the City*, Athen/London: University of Georgia Press, 2009; und Henri Lefebvre, *Das Recht auf Stadt*, Hamburg: Edition Nautilus, 2016. Siehe auch Lewis Mumford, *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1963; Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1965; sowie Friedrich Rogge, Olaf Weber und Gerd Zimmermann, *Architektur als Kommunikationsmittel*.

gungen so besonders macht, ist die Verhandlung dieser Themen aus seiner Perspektive, ihr Anschluss an sein im besten Sinne progressives, Subjektivität, Ökologie, Technik und Marxismus verwebendes Denken.

Guattari ist fasziniert von urbaner Heterogenität, der Vermengung unterschiedlichster Menschen, Materien, Lebensformen, Rhythmen und Aggregatzuständen. Die Stadt steht gewissermaßen zwischen dem privaten Wohnen und dem Planetaren, sie bietet für ihn einen geeigneten Maßstab zur gleichzeitigen Problematisierung von ökologischer Krise und lebensweltlichen Realitäten. Die alltäglich produzierte Subjektivität vermengt sich hier mit Gebäuden, öffentlichen Plätzen, sozialen und kulturellen Gefügen: Wenn Resingularisierung möglich sein sollte, dann auf dieser konkreten gesellschaftlichen Ebene. Vor allem ist für ihn die Stadt der Ausgangspunkt des Kapitalismus, weshalb sie ein logischer Ansatzpunkt für gesellschaftliche Transformation darstellt, und im Laufe der 1970er Jahre zu einem Fixpunkt seines Denkens wird.

Guattari gelangt zur Frage der Stadt durch sein Engagement für eine Transformation der Psychiatrie, die sich neben der Arbeit in La Borde vor allem in Arbeitskreisen, Forschungsgruppen wie der *Fédération des groupes d'études et de recherches institutionnelles* (FGERI) und der Zeitschrift *Recherches* äußert (siehe S. 93–108). Insbesondere das maßgeblich von ihm gegründete *Centre d'études, de recherches et de formation institutionnelles* (CERFI), ein Zusammenschluss von u.a. Psychiater:innen, Pädagog:innen, Architekt:innen und Urbanist:innen, erweitert die

Eine Untersuchung ideeller Aneignung baulich-räumlicher Umwelt unter informationellem, semiotischem und psychologischem Aspekt, 2 Bde., Berlin: Institut für Städtebau und Architektur, 1973.

gesellschaftskritische Analyse von Psychiatrie und Krankenhäusern.¹⁹ Hier fragt man nach den „equipements collectifs“, ein nicht eindeutig übersetzbarer Begriff, der letztlich auf gesellschaftliche Ausstattungen beziehungsweise kollektive Einrichtungen abzielt (Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Wohnungswesen, Krankenhäuser, Psychiatrien, urbane Infrastrukturen und Räume, usw.).

Diese kollektiven Einrichtungen umfassen alle gesellschaftlichen Maschinen, die Subjektivierungsprozesse auf dem Staatsterritorium prägen. Guattari schreibt Ende der 1970er Jahre in seinem Abschlussbericht zu den gemeinschaftlich durchgeführten Studien über die Équipements am CERFI: „Keine menschliche Gruppe, so ‚primitiv‘ man sie auch betrachten mag, kann sich tatsächlich unabhängig von einer ganzen Reihe von ‚kollektiven Einrichtungen‘ organisieren“.²⁰

Bereits einige Jahre zuvor erscheint im Dezember 1973 eine Art Zwischenstand dieser Forschung, eine Ausgabe

19 Zur Geschichte des CERFI siehe „L'Accumulation du pouvoir, ou le désir d'Etat: Synthèse des recherches du CERFI de 1970 à 1981“, *Recherches* 46 (1982); Anne Querrien, *Maschinen | Gefüge | Karten*, hrsg. von Brigitta Kuster, übers. von Brigitta Kuster und Birgit Mennel, Wien: transversal texts, 2024; dies., „Von der Architektur für die Psychiatrie zur Ökologie der Stadt. Ein Ensemble von Aktionsforschungen inspiriert durch Félix Guattari“, übers. von Birgit Mennel, in Gerald Raunig, Roberto Nigro und Isabell Lorey (Hrsg.), *Inventionen* 2, Zürich: Diaphanes, 2012, S. 98–113; Sven-Olov Wallenstein, „Genealogy of Capital and the City: CERFI, Deleuze and Guattari“ in Hélène Frichot, Catharina Gabrielsson und Jonathan Metzger (Hrsg.), *Deleuze and the City*, Edinburgh: Edinburgh University Press, 2016, S. 111–127; sowie Susana Caló und Godofredo Pereira, „CERFI. From the Hospital to the City“, *London Journal of Critical Thought* 1/2 (2017): 83–100.

20 Félix Guattari, *Lignes de fuite. Pour un autre monde de possibles*, Paris: Éditions de l'Aube, 2011, S. 32 (Übersetzung V.B.). Der ursprüngliche Titel des nach seinem Tod entdeckten und veröffentlichten Manuskripts lautet „Équipements collectifs et assujettissement sémiotique“.

der Zeitschrift *Recherches*, die sich unter dem Titel *Généalogie du capital* konkret *Les Équipements du pouvoir* widmet.²¹ Sie ist, wie das CERFI an sich, eine vielköpfige Versuchsanordnung. Neben Interventionen von u.a. Marie-Thérèse Vernet-Straggiotti und Anne Querrien liefert der einleitende Text „La ville-ordinateur“ von François Fourquet und Lion Murard den Ausgangspunkt für zwei Gespräche Guattaris mit Fourquet und Michel Foucault bzw. mit Foucault und Gilles Deleuze (S. 109–134).

Wenn Fourquet und Murard in „La ville-ordinateur“ die Stadt als den „sozialen Raum“ beschreiben, „in dem sich das Kapital entfaltet, das Zentrum der Kapitalakkumulation“ (S. 115f.), so pointieren sie einen zentralen Einsatz dieser CERFI-Studien: den Kapitalismus auf die Kapitalen zurückzubeziehen. In ihrem Aufsatz und den folgenden Gesprächen zeigt sich eine bemerkenswerte, auf die Frage der Stadt angewandte Mischform aus Foucaults genealogischer Methode und dem Maschinen-Denken des *Anti-Ödipus*. In Foucaults von Guattaris Maschinismus geprägten, Raum und Macht untersuchenden Studien Mitte der 1970er Jahre, etwa in *Überwachen und Strafen* und in Begriffen wie „Dispositiv“, resoniert daher auch in bemerkenswerter Weise die gemeinsame Diskussion und Forschung im Rahmen des CERFI zu den kollektiven Einrichtungen.²²

²¹ Den zweiten Band von „Généalogie du capital“ bildet eine sich über eine gesamte *Recherches*-Ausgabe erstreckende Studie von François Fourquet, „L'idéal historique. Généalogie du capital 2“, *Recherches* 14 (1974).

²² Zu Foucaults Verbindungen zum CERFI siehe Stuart Elden, *Foucault's Last Decade*, Cambridge/Malden: Polity Press, 2016, S. 168–177; sowie als Kontextualisierung Daniel Defert, „Foucault, der Raum und die Architekten“, in *Politics-Poetics. Das Buch zur documenta X*, Ostfildern-Ruit: Cantz, 1997, S. 274–283.

Wie Anne Querrien betont, sind diese von zentraler Bedeutung für den Staatsapparat, sie organisieren gesellschaftliche Territorien und strukturieren Subjektivierungsprozesse.²³ Während also das CERFI mit finanziellen Mitteln des Staates forschte, zielte es auf nichts Geringeres als dessen tiefgreifende Transformation.²⁴ Die Subversion kam hier nicht aus einem abgeschlossenen Hort oder den Cevennen, sondern von einer wissenschaftlichen Kriegsmaschine inmitten des Zentrums der Staatsgewalt – aus jener Kapitale, jener Hauptstadt Paris, die einen Großteil staatlicher, akademischer und kultureller Macht bündelt, und das Zentrum französischer, kollektiver Einrichtungen bildet.

In seinem Abschlussbericht, der wie auch seine späteren Texte zur Stadt vor allem Fernand Braudel und weitere Forschungen aus dem Umkreis der Annales-Schule aufgreift, beschreibt Guattari im Gleichklang mit Fourquet und Murard die kollektiven Einrichtungen als die „Bedingungen der Möglichkeit jeder kapitalistischen wirtschaftlichen Infrastruktur“.²⁵ Da staatliche und insbesondere urbane Infrastrukturen Klassenbildung ermöglichen, beginnt für Guattari der moderne Kapitalismus nicht erst mit der

23 Querrien, *Maschinen | Gefüge | Karten*, S. 142.

24 Die Konjunktur des Begriffs der „equipements (collectifs)“ in der Arbeit des CERFI rührt sicherlich auch von dem ihnen Forschungsaufträge gewährenden, 1966 unter Premierminister Georges Pompidou gegründeten „Ministère de l'Équipement“, das trotz diverser Namenswechsel bis 2007 bestand, um dann mit dem Ministerium für Ökologie zu verschmelzen. Auch wenn diese staatlichen Institutionen alles andere als ökosophisch agieren, bleibt die Verschmelzung zweier wesentlicher Themen des späten Guattari in einem Ministerium nicht ohne Ironie.

25 Guattari, *Lignes de fuite*, S. 33 (Übersetzung V.B.).

Industrialisierung, sondern bereits im Zuge der Feudalisierung. Die Bourgeoisie habe sich zunächst in molekularen, kollektiven Einrichtungen verfestigt, bevor sie zu einer Klasse werden konnte.

Die neuartige Macht des Kapitalismus kristallisiert sich also vorrangig um urbane Klassen und Lebensformen, die in besonderem Maße durch kollektive Einrichtungen geprägt werden.²⁶ Seine Schlussfolgerung, „die bürgerliche Stadt – und das ist ihre Stärke – ist alles und nichts zugleich“,²⁷ wird ab hier zu einem entscheidenden Fixpunkt seines Denkens. Noch im letzten Satz eines seiner letzten Texte heißt es: „Entweder wird die Menschheit mit [Hilfe der Architekt:innen und Stadtplaner:innen] ihre urbane Zukunft neu erfinden, oder sie wird dazu verurteilt sein, unter der Last ihrer eigenen Unbeweglichkeit zugrunde zu gehen“ (S. 36).

Bis heute rührt die Entfremdung des Subjekts in der Stadt, ebenso wie in der Fabrik, vor allem daher, dass dieses Territorium derart bestimmend gegenüber vielfältigen subjektiven Bedürfnissen auftritt, dass Formen der Selbstwirksamkeit – Möglichkeiten der singulären wie kollektiven Gestaltung jener Territorien – nicht gegeben sind, sondern alltäglich erkämpft werden müssen. Unterbleiben solche Kämpfe, dominieren die Territorien des Status quo, und die von Guattari konstant kritisierte Homogenisierung von Subjektivitäten schreitet voran.

Dichotomien wie die zwischen singulärsten Ebenen des Subjekts und urbanen, kollektivsten Ebenen

²⁶ Siehe ebd., S. 52 u. 47f.

²⁷ Ebd., S. 55 (Übersetzung V.B.).

kommen dabei gar nicht erst auf. Die von Guattari angestrebte Wiederherstellung der subjektiven Stadt adressiert die unauflösliche Verwobenheit verschiedener Daseinsformen: Sind Stadträume privatisiert oder für alle frei zugänglich? Vertritt eine Universität den Anspruch singulärer wie gesellschaftlicher Reflexion und Weiterentwicklung, oder dient sie nur der Aufbereitung von Subjekten für den Arbeitsmarkt? Sind Bibliotheken, Krankenhäuser und Schulen als gesellschaftliche und partizipative Räume strukturiert, oder stellen sie lediglich Konsumangebote für Kund:innen bereit?

Bei Guattari ist „subjektive Stadt“ kein ausgefeiltes Konzept, denn der Begriff umschreibt die potenzielle Vielstimmigkeit des Urbanen. Die subjektive Stadt gleicht eher einem Imperativ, die Vielfalt an urbaner Subjektivität zum Klingen zu bringen, sich beständig die Strukturen der Stadt anzueignen und umzuformen, die Subjektivierungsprozesse (Existenz) wie den urbanen Raum (Territorium) zu resingularisieren und ethisch fundiert neu auszurichten.²⁸ In der Stadt treffen zwar vielfältigste Akteur:innen und Ebenen aufeinander, und insofern erkennt Guattari hier das entscheidende Feld für Aktivismus. Doch letztlich zielt der Anspruch einer subjektiven Stadt auf die gesamte Zukunft des Planeten und der Biosphäre (S. 11–37).

Guattari will keine ‚naturnahe‘, menschenwürdige Stadt in der Vergangenheit herbeiphantasieren,

²⁸ Siehe exemplarisch für solch eine Transformation der Stadt: Niki Kubaczek und Monika Mokre (Hrsg.), *Die Stadt als Stätte der Solidarität*, Wien: transversal texts, 2021; sowie Christoph Brunner, Niki Kubaczek, Kelly Mulvaney und Gerald Raunig (Hrsg.), *Die neuen Munizipalimen. Soziale Bewegung und die Regierung der Städte*, Wien: transversal texts, 2017.

sondern Verschüttetes, Ephemeres und Mögliches vermengen, um forschend eine neue Urbanität zu erproben.²⁹ Seine Aufforderung zur „Wiederherstellung der subjektiven Stadt“ („restauration de la Cité subjective“) entspricht also nicht einer Wiedererlangung einst gelungener Stadtstrukturen, sondern eher einer grundlegenden Renovierung, die das Vorhandene gemäß gegenwärtiger Anforderungen und Wünsche umgestaltet.

Solche gesellschaftlichen Renovierungsarbeiten prägten als praktische Forschung auch seinen Alltag. Es ist eine schöne Pointe, dass die Klinik La Borde ein einstiges Schloss umwidmete, also eine herrschaftlich angelegte Architektur einer neuen Bestimmung zuführte, und so für eine resingularisierende Praxis öffnete. Nach alltäglich-interventionistischen Jahrzehnten beschreibt Guattari diese Umgestaltung einer gebauten Umwelt im Gespräch mit dem japanischen Architekten Shin Takamatsu: „Räume und Flure [können] neue und einzigartige Funktionen annehmen. Räume verlieren ihren ursprünglich menschlichen Charakter und können durch die Leute, die jetzt da sind, neu gestaltet werden.“ (S. 92) Entgegen einer Homogenisierung durch vorherrschende, gebaute Umwelten beharrt er unablässig auf einer aneignenden Umgestaltung der technischen Zivilisation, einer dem Basteln und dem Hacking nahestehenden, subjektiven Anverwandlung – eine produktive Zweckentfremdung, wenn man so will.

29 Siehe Henning Schmidgen, „Die Wiederaneignung der Stadt“ in Félix Guattari, *Planetarischer Kapitalismus*, hrsg. von Henning Schmidgen, übers. von Ronald Voullié und Frieder O. Wolf, Berlin: Merve, 2018, S. 125–141.

Architektur-Maschinen

Solch eine Umgestaltung zielt für Guattari immer auch auf eine Transformation von Subjektivierungsprozessen, denn für ihn sind „Raum und Körperlichkeit“ (S. 135–150) untrennbar miteinander verbunden. Im Sinne seines unablässigen Eintretens für prä- und asignifikante Semiotiken betont er hier den maschinischen Zusammenhang von Subjekt und Territorium, bei dem Subjektivität keine unveränderliche Größe darstellt, sondern im Zusammenspiel mit der Umwelt überhaupt erst entsteht.

Neben seinem urban-urbanistischen Proust-Moment führt Guattari weitere Beispiele für den maschinischen Zusammenhang zwischen Körper und Umwelt an, etwa die Wahrnehmung eines „Ambientes“ bei einem Treffen oder einer Fete, die eben nicht nur aus signifikanten, vereinzelt Informationseinheiten besteht, oder die beim Betreten bestimmter Grundschulen wahrnehmbare „Angst, die von den Wänden ausgeht, einen Faktor der partiellen Subjektivierung, der sich in die gelebte Psyche jeder Schüler:in und jeder Lehrer:in einfügt.“ (S. 145) Für Guattari verfügen Gebäude über „maschinische Dimensionen und unkörperliche Universen“, denn: „die Stadt, die Straße, das Gebäude, die Tür, der Gang... Sie alle modellieren in ihren Teilen und globalen Kompositionen Foyers der Subjektivität.“ (S. 144)

Gleich zu Beginn des Textes über „Raum und Körperlichkeit“ verdeutlicht er diesen Gedanken am Autofahren. Hier fokussiert sich alles nach vorn, was er als „Ausklammerung“ des Körperschemas beschreibt, bei dem Sinnesorgane und Körperglieder durch das Auto und die Signalsysteme der Autobahn maschinisiert werden (S. 135). Dadurch werden zugleich neue Bewegungsmöglichkeiten eröffnet (schnelles Fahren, Benutzung der

Autobahn, Autokino) sowie andere eingeschränkt (weitgehende Fixierung des Körpers, visueller Fokus auf die Fahrbahn, Reduktion komplexen Denkens). Auch das Kino wird von ihm in dieser Weise beschrieben – als eine Art Dispositiv, das den Körper in bestimmter Weise ausrichtet und auf überraschende Weise passiviert/aktiviert, um neuartige Empfindungen und Wahrnehmungen möglich werden zu lassen.³⁰

Wenn auch schon lange Bestandteil architektonischen Denkens,³¹ wurde die Wohn-Maschine vor allem durch Le Corbusier popularisiert. Doch die hier eingewobenen Prinzipien der architektonischen Moderne lehnt Guattari ab, schließlich zielt sein Maschinismus nicht auf regressive oder gegenwartskonforme Bauformen, und ebenso wenig auf universelle Grundbedürfnisse, sondern auf ein Verständnis von Subjektivität und Gesellschaft, auf Möglichkeiten ihrer resingularisierenden Veränderung (S. 33).

Solch einen Heterogenese und existenzielle Öffnungen hervorbringenden Einsatz erkennt er in der zeitgenössischen japanischen Architektur. Insgesamt achtmal reist Guattari dorthin, vor allem fasziniert vom „Prozessualismus“ der japanischen Architektur, einem Pluralismus der Formen, der unterschiedlichste Prozesse in Gang setzt: ein Kind-, ein Pflanze-, ein Tier-Werden. In seiner Auseinandersetzung mit dem Architekten Shin Takamatsu

30 Siehe Félix Guattari, „Die Kinowunschmaschinen“, in *Die Couch des Armen. Die Kinotexte in der Diskussion*, hrsg. von Aljoscha Weskott, Nicolas Siepen, Susanne Leeb, Clemens Krümmel, Helmut Draxler, Berlin: b_books, S. 131–145.

31 Siehe hierzu etwa Michel Foucault (Hrsg.), *Politiques de l'habitat (1800–1850)*, Paris: CORDA, 1977; Moritz Gleich und Laurent Stalder (Hrsg.), *Architecture/Machine. Programs, Processes, and Performances*, Zürich: gta, 2017; sowie Moritz Gleich, *Inhabited Machines: Genealogy of an Architectural Concept*, Basel: Birkhäuser, 2023.

spricht er schließlich von einem „Maschine-Werden“ (S. 58) und von „Architektur-Maschinen“ (S. 61).

Zu dieser Zeit bildet sein Konzept der „Maschine“ bzw. des „Maschinischen“ schon seit über zwanzig Jahren den Kern seines Denkens. Zunächst eigenständig als Theoriewerkzeug für seinen politischen Aktivismus und die Reform der Psychiatrie entwickelt, entfaltet er diesen Begriff ausführlich mit Deleuze im 1972 erschienenen *Anti-Ödipus*.³² Auch wenn sie sich an diversen Stellen beiläufig auf das Haus beziehen,³³ und Guattaris Maschinismus maßgeblich von der Untersuchung des Pyramidenbaus durch den Stadt- und Techniktheoretiker Lewis Mumford geprägt ist,³⁴ spielen Architektur und Stadt hier zunächst keine große Rolle.

Über ein Jahrzehnt später bieten Takamatsus Bauten für Guattari einen Anlass, um erstmals konkret mit seinem Maschinen-Denken die subjektivierende Wirkung von Architektur zu analysieren. Für Guattari sind Takamatsus Gebäude „existentielle Übertragungen“

32 Siehe Félix Guattari, „Maschine und Struktur“ in *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976, S. 127–138; sowie Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977.

33 Das Kinderzimmer bei Ray Bradbury, Buster Keatons „Haus-Maschine“, die Hausangestellten bei Freud, kindliche Erkundungstouren, die mit der Kolonialisierung einhergehende Auflösung kollektiven Wohnens bei Native Americans zugunsten der Kleinfamilienstruktur oder der Triangulation durch Platzierung des eigenen Hauses zwischen jenen der mütterlichen und väterlichen Linie („Ödipus der Barackenviertel“)...

34 Siehe Lewis Mumford, „The First Megamachine“, *Diogenes* 14/55 (1966): 1–15, sowie ders., *Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht*, übers. von Liesl Nürenberger und Arpad Hälbig, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1977, S. 219–243 und S. 637–678. Zu Guattari und Mumford siehe Gary Genosko, „Megamachines. From Mumford to Guattari“, *Explorations in Media Ecology* 14/1–2 (2015): 7–20.

produzierende Maschinen, die einen singulären Ausdruck entwickeln und sich zur urbanen Umwelt hin öffnen. Auf diese Weise würde er „die alten existentiellen Beziehungen zwischen Natur und Kultur“ umgestalten, ja sogar „eine andere Natur“ erfinden (S. 62). Takamatus Bauten wohnt demnach eine Proto-Subjektivität inne, die partiell individuelle oder kollektive Subjektivität moduliere, ja sich erst im Wechselspiel mit jener entfalte. Diese existentielle Funktion der Architektur beschreibt Guattari im Gespräch mit Takamatsu als ein aus der Subjektivität der Architekt:innen, partieller Subjektivität der Architektur und menschlicher Subjektivität bestehendes Interaktionsfeld.

Auch wenn Guattari mit seiner Untersuchung der Architektur-Maschinen eine neuartige Perspektive auf die von gebauten Umwelten angestoßene Subjektivierungsprozesse aufzeigt, lassen sich in seiner Auseinandersetzung mit Shin Takamatsu nur wenige der Ambivalenzen ausmachen, die sonst so zentral für sein Denken sind. Das mag daran liegen, dass Guattari von Japan geradezu betört scheint.³⁵ Er konnotiert dessen Bauten ausschließlich positiv, und ignoriert die von ihm selbst konzipierte Ambivalenz des Maschinischen.³⁶ Vor allem erkennt er hier diverse „maschinische Komponenten“ (S. 66), die dessen Architektur erst zu jenen erstrebenswerten Architektur-Maschinen der Singularisierung machen – obwohl sich diese Komponenten ja seiner eigenen Theorie zufolge

35 Guattaris Verzauberung zeigt sich an seinen Formulierungen: Der „geheime Stolz“ der „Menschen der Gegend um Kyoto im Bereich der Empfindungsfähigkeit“, die einem „Zauberstab“ gleichende Wirkung der Zahnklinik „Ark“ in Kyoto auf ihre Umgebung... (S. 62)

36 „Die maschinische Produktion von Subjektivität kann für das Beste wie für das Schlimmste wirken.“ Guattari, *Chaosmose*, S. 12.

in allen gebauten Umwelten finden ließen, und maschinische Interdependenz keiner genialen Architekt:in bedarf.³⁷

Existenz und Engagement

Guattaris architektonische Fragen zielen letztlich auf die subjektive Stadt und das Verhältnis von Territorium und Existenz. Seine hier versammelten Texte, welche für ihn ungewöhnlich direkt auf Lebensrealitäten abzielen, lesen sich zuweilen wie ein durchdachter, erster Aufschlag für ein Treffen, in dem die nächste Gruppe gegründet, die nächste Zeitschrift aufgesetzt, die nächste Aktion geplant wird. Einmal mehr besteht der Anspruch darin, Theorie und Aktivismus auseinander hervorgehen zu lassen, bestenfalls eine solche Trennung durch einen transversalen Ansatz zu unterlaufen.

Guattari ringt dabei um eine Transformation des vom Existenzialismus aufgeworfenen Problems – erweitert um aktuelle Problemlagen, sein maschinelles wie ökosophisches Denken, sein grundlegendes Interesse an existenziellen Territorien. Vor allem in seinen frühen und späten Schriften ist Jean-Paul Sartre ein wichtiger Bezugspunkt. In seinen Tagebüchern Anfang der 1950er Jahre notiert er: „Man muss es schaffen, *in der Welt* zu

³⁷ Foucault hat im expliziten Anschluss an Guattaris Maschinen in *Überwachen und Strafen* sehr prägnant, paradigmatischerweise anhand Jeremy Benthams Panopticon, die gleichermaßen subjektivierende wie normierende Wirkung von Architektur-Maschinen aufgezeigt: „der architektonische Apparat ist eine Maschine“, in Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, übers. von Walter Seitter, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977, S. 35 u. 258. Man denke auch an das Ritornell sowie Einlassungen zum Verhältnis von Körper, Haus und Territorium in Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Was ist Philosophie?*, übers. von Bernd Schwibs und Joseph Vogl, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000, S. 212ff.

sein, der Welt das Angesicht des Glücks zu verleihen, sei dieses Antlitz auch das einfachste, hoffnungsloseste [...].“³⁸ François Dosse beschreibt dieses „existenzielle Motiv“ als Guattaris lebenslangen Antrieb, als „die verweifelte Suche nach unmittelbarem Glück, nach der Intensität des gelebten Augenblicks“.³⁹

Tatsächlich bezieht sich Guattari an einer zentralen Stelle von *Die drei Ökologien*, direkt vor den oben zitierten Ausführungen zur „Kunst des Öko“ und zum Wohnen, auf eine für Sartre zentrale Terminologie: Die drei Ökologien des Mentalen, Sozialen und Umweltlichen würden „nicht als ein in sich geschlossenes An-Sich auftreten, sondern als ein prekäres, endliches, begrenztes, einzelnes, vereinzelt Für-Sich“, das sich entweder im Wiederholungsleerlauf dem Tod nähere, oder durch neuartige Lebenspraktiken öffne, um „das Für-Sich durch ein menschliches Projekt ‚bewohnbar‘ [sic!] zu machen.“⁴⁰ In seinem letzten Buch *Chaosmose* vergleicht er das ökosophische Projekt gar mit einem „Sprung der ethischen Freiheit“.⁴¹ In diesem Buch, aber auch im Zusammenhang der in diesem Band enthaltenen Schriften ist es die Rede von „Existenz“, die an das philosophische Idiom von Sartre erinnert. Konkret eingefordert wird

38 Félix Guattari, „Tagebuch Nr. 2, 13. Oktober 1952“, zit. nach Dosse, *Gilles Deleuze, Félix Guattari*, S. 56. Zuvor heißt es: „Wie eine Notwendigkeit kam es mir vor, das Glück zu finden... Man darf diese ‚Urtröstung‘ jedoch weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft suchen. Finden muss man sie im allgegenwärtigsten Sein.“

39 Ebd.

40 Guattari, *Die drei Ökologien*, S. 49. Gleichwohl er hier nicht explizit auf Sartre rekurriert und der Gegensatz von „An-Sich“ und „Für-Sich“ auch unter anderem bei Hegel und in marxistischen Diskursen um Klassenbewusstsein eine zentrale Rolle spielt.

41 Guattari, *Chaosmose*, S. 152.

zudem, Architekt:innen und Urbanist:innen sollten sich stärker in jenen Gruppen und Vierteln „engagieren“, für die letztlich gebaut wird (S. 147).

Wie auch Foucault ringt Guattari um die Möglichkeit eines weniger kaputten Lebens als das gegenwärtige, um eine stets werdende und spielerische, eine Normativität ausübende Existenz,⁴² die sich nicht einen Großteil ihrer Lebensspanne an der Abwehr und Integration vieltätiger Zurichtungen aufreißt. Wie Walter Benjamin konstatiert er einen Mangel an Alterität und existenziell neuartigen Erfahrungen.⁴³

Wenn Guattari schreibt: „Das Leben eines jeden Menschen ist einzigartig“,⁴⁴ so ist das im Sinne des existenzialistisch-sartreschen „Für-Sich“ eine Feststellung und ein Imperativ zur Resingularisierung zugleich. Im Gegensatz zum späten Foucault bleibt dies für Guattari keine Suche nach einer „Ästhetik der Existenz“, die stets in Richtung eines gesellschaftlich affirmativen Individualismus zu kippen droht.⁴⁵ Stattdessen geht es ihm um eine Heterogenese von Subjektivitäten, die sich gegenüber dem „Unvorhergesehenen“, dem „singulären Ereignis“ (S. 12) öffnet und untrennbar mit einer „Neubegründung sozialer

⁴² Siehe Henning Schmidgen, *Maschinische Normativität. Versuche zu Félix Guattari*, Leipzig: Merve (in Vorb.).

⁴³ Hinsichtlich verkümmender, existenzieller Erfahrungen nimmt Guattari in *Die drei Ökologien* die mittels abstrakter Information operierende Homogenisierung durch Digitalität vorweg. Er zitiert in diesem Zusammenhang eine längere Passage aus Benjamins „Über einige Motive bei Baudelaire“ (Guattari, *Die drei Ökologien*, S. 69). Siehe auch Walter Benjamin, „Erfahrung und Armut“, in *Gesammelte Schriften II: Aufsätze, Essays, Vorträge*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991, S. 213–219.

⁴⁴ Guattari, „Drawing, Cities, Nomads“, S. 123G6 (Übersetzung V.B.).

⁴⁵ Siehe dbzgl. exemplarisch Andreas Reckwitz, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin: Suhrkamp, 2019.

Praktiken“⁴⁶ verbunden ist: „Eine ‚neue Sanftheit‘, ein neues Hören auf die anderen in ihrer Alterität und Singularität muss auch hier erfunden werden...“ (S. 31) Folglich betont er auch im Hinblick auf Architektur und Stadt: „Einige erfolgreiche Experimente mit neuen Lebensräumen können weitreichende Folgen haben, wenn es darum geht, einen allgemeinen Willen zur Veränderung anzuregen.“ (S. 32)

Guattari argumentiert vor allem in seinen ökosophischen Texten immer wieder mit existenzialistischer Emphase und beschreibt Sartre in einem Artikel für die *Libération* als Verb, das im Präsens konjugiert werde... Zuvor heißt es:

Ich habe beinahe fünfzehn Jahre meines Lebens damit zugebracht, nicht nur von Sartres Schriften, sondern auch von seinen Bewegungen und Gesten vollkommen eingenommen zu sein. Alles, was ich zu sagen und zu tun vermochte, ist davon natürlich gezeichnet geblieben. [...] Seine Auffassung der Freiheit sowie die Art von Engagement und Verantwortung des Intellektuellen, den er verkörperte, sind bei mir wenn nicht Imperative, so doch zumindest Grundvoraussetzungen geblieben.⁴⁷

Verwoben mit einer inhaltlichen Nähe ist eine Form von Engagement, die sich nicht auf die Rolle eines Intellektuellen beschränkt – Guattaris Texte sind immer auch Interventionen und gehen aus seinem Aktivismus hervor, während dieser zugleich maßgeblich von seiner theoretischen Arbeit geprägt ist. Sein praktisches Engagement ist dabei rastlos: Arbeit in La Borde, politischer Aktivismus im Mai 68, Gründung ungezählter Arbeitsgruppen/Zeitschriften/

⁴⁶ Guattari, „Für eine Neubegründung sozialer Praktiken“.

⁴⁷ Félix Guattari, „Plutôt avoir tort avec lui“, *Libération*, 23./24. Juni 1990, zit. nach Dosse, *Gilles Deleuze, Félix Guattari*, S. 57.

Forschungszentren/Initiativen, Einsatz für *Les Verts*, Vortrags- und Reisetätigkeit, Arbeit an einem Film von Kafka und einer Science-Fiction-Romance zum Infra-Quark Universum (UIQ), Beteiligung an der großen Kafka-Ausstellung im Centre Pompidou und an Radio Tomate...

Im Zuge seines ökosophischen Projekts ab Mitte der 1980er Jahre meldet sich Guattari häufig und in für ihn ungewohnter Klarheit zu Wort, affirmiert neben seinem Aktivismus nun in stärkerem Maße als bisher die öffentlichkeitswirksame Intervention eines ‚Intellektuellen‘. Vor allem in Zeitungen und Magazinen propagiert er die Bedeutung der ökologischen Frage und seiner Ökosophie, bespricht kapitalistische Verwerfungen, analysiert den gesellschaftlichen und technischen Wandel.⁴⁸ In der ihm eigenen Ambivalenz veröffentlicht er unter anderem das als große Gesamtschau seines Denkens konzipierte und weitgehend publikumsabweisende Buch *Schizoanalytische Kartografien* (ein Auszug aus diesem Buch bildet „Die Äußerung in der Architektur“) und kurz darauf die zunächst als Anhang zu diesem gedachte, hellsichtige Intervention *Die drei Ökologien*, welche sein größter eigenständiger publizistischer Erfolg wird.

Wir bauen eine neue Stadt

Wenn also für Guattari angesichts ökologischer, sozialer und mentaler Verwüstungen die Stadt den entscheidenden Hebel gesellschaftlicher Veränderung darstellt: Wie könnte dann ein der städtischen Homogenisierung entgegengesetztes, urbanistisches Engagement aussehen, welches Existenzformen in ihrer Singularität bestärkt? Zentraler Bestandteil ist sicherlich das alltägliche Partizipieren Aller an

⁴⁸ Diese verstreuten Schriften finden sich versammelt in Félix Guattari, *Qu'est-ce que l'écophilosophie?*, hrsg. von Stéphane Nadaud, Fécamp: Éditions Lignes, 2018.

der Stadtgesellschaft, das Engagement in Kiezprojekten etc. Solch Forderungen gelten fort, auch wenn sie, nicht ohne Tragik, durch ihre weitgehend folgenlose jahrzehntelange Artikulation an Aussagekraft verloren haben.

Guattari geht darüber ebenso hinaus wie über bis heute als gelebte Demokratie verkaufte Beteiligungsprozesse, die Bürger:innen lediglich eine etwas langfristigere Konsumoption bieten: Tischtennisplatte, Boccia-Bahn oder Bewegungsangebot? Sein unabgegotener Einsatz besteht vielmehr darin, eine Artikulation vielfältigster Bedürfnisse und Interessen zu ermöglichen und Bürger:innen viel grundsätzlicher in städtische Planung einzubinden. Zu bauen, das bedeutet für ihn nicht weniger als „virtuellen Mutationen eine Chance [zu geben], die die kommenden Generationen dazu bringen werden, anders zu leben, zu fühlen und zu denken als heute“. (S. 33)

Bezogen auf das Verhältnis von Menschen, Architektur:innen und Architektur zeichnet er im Gespräch mit Takamatsu das Bild eines Orchesters (S. 90), und auf eben diese Weise ließe sich sein urbanistischer Einsatz verstehen.⁴⁹ Denn an der Gestaltung der Stadt partizipieren vielfältige Stimmen (Ritornelle), die alle spezifische Normen und

49 Deleuze und Guattari beschreiben in *Was ist Philosophie?* als Beispiel ihrer Naturphilosophie das wechselseitig bedingte Zusammenleben verschiedener Tiere und das Ineinandergreifen ihrer Territorien („Wohnstätten“) als eine „melodische Konzeption, wo sich nicht mehr ausmachen läßt, was Kunst und was Natur ist (die ‚Naturtechnik‘)“: Deleuze und Guattari, *Was ist Philosophie?*, S. 220. Kurz darauf sprechen sie im Einklang mit Guattaris Ökosophie auch von einer „unendlichen *symphonischen Kompositionsebene*: vom Haus zum Universum.“ Siehe auch das hier maßgeblich Pate stehende, nicht zufällig „Naturtechnik“ betitelte, auf Erfahrungen beim Besuch einer Mahler-Sinfonie aufbauende Kapitel in Jakob von Uexküll, *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Eine Bedeutungslehre*, Berlin: Matthes & Seitz, 2023, S. 179–184.

Bedürfnisse artikulieren: Geografie, Staat, urbaner Raum, Ökonomie, Technik, Architektur, soziales Gewebe, Bewohner:innen (Mensch, Tier, Vegetation)... Wer dirigiert hier und nach welcher Partitur? Ist Improvisation vorgesehen oder zumindest erlaubt? Guattari ist an einer Kartografie dieses städtischen Zusammenspiels gelegen, auf dass vielfältige Stimmen zu einem Ausdruck gelangen, der sie in all ihren Eigenheiten an der subjektiven Stadt partizipieren lässt. Um dies zu ermöglichen, bedarf es einer Kritik der hegemonialen, tendenziell homogenisierenden Sprache der Herrschaft, einer Proliferation des Ausdrucks, sowie eines Zum-Erklingen-Bringens marginalisierter Stimmen und Existenzweisen.⁵⁰

Guattaris späte Schriften zur Stadt fokussieren durchaus die für ihn lebenslang entscheidenden, molekularen Bestrebungen. Bemerkenswert ist in den vorliegenden Schriften hingegen seine gleichzeitige Akzentuierung des *Top-Down*-Prinzips. Die städtische Planung rückt in den Fokus, und mit ihr eine damit einhergehende Erwartungshaltung gegenüber Architekt:innen und Stadtplaner:innen. Guattari könnte so gelesen werden, als seien sie besonders empfindsame Künstler:innen, die eine positive Wendung der Dinge vornehmen könnten. Tatsächlich geht es ihm um eine Verbindung von *Bottom-Up* und *Top-Down*, um „eine Übertragung der Singularität zwischen der raumschaffenden Künstler:in und der kollektiven Subjektivität“ (S. 35). Neben den fraglos

50 Siehe exemplarisch die minoritäre Sprache bei Gilles Deleuze und Félix Guattari, *Kafka. Für eine kleine Literatur*, übers. von Burkhart Kroeber, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976; sowie im Hinblick auf den Stadtraum Brigit Mennel und Stefan Nowotny (Hrsg.), *Die Sprachen der Banlieues*, übers. von Brigit Mennel und Stefan Nowotny, Wien: transversal texts, 2014.

bedeutsamen, molekularen Einsätzen wird für Guattari nun also entscheidend, dass diese kartografiert und Teil der Planung werden. Ein Sprachspiel bindet die urbane Kartografie gar an das Schicksal, an die für ihn angesichts der Klimakatastrophe keinen Mittelweg duldende Frage nach Neuerfindung oder Untergang:

Die Position von Architekt:innen und Stadtplaner:innen ist äußerst komplex, aber spannend, wenn sie ihre ästhetische, ethische und politische Verantwortung berücksichtigen. Eingebettet in den Konsens der demokratischen Stadt, ist es ihre Aufgabe, durch Zeichnung (*dessin*) und Planung (*dessein*) die entscheidenden Weichenstellungen für das Schicksal (*destin*) der subjektiven Stadt zu steuern. (S. 36)

Das Ineinandergreifen von Kartografierung und Veränderung des städtischen Raums entspricht einer Durchdringung von Theorie und Praxis, die insbesondere sein schillerndes Konzept der Transversalität verdeutlicht. Mit diesem will Guattari horizontale Funktionsebenen und vertikale Machtverhältnisse unterlaufen bzw. in ein neuartiges, praktisches wie epistemologisches Spannungsverhältnis setzen, ohne Eigenheiten von Entitäten oder Verbindungen zu nivellieren.⁵¹

In seinem Typoskript vom April 1992 (S. 151–161) wird die Transversalität zu einem Ökosophie, Wissenschaft, Architektur, Stadtplanung und Bewohner:innen verbindenden und die Stadt transformierenden Werkzeug: Die Arbeit am Verhältnis von Territorium und Existenz, viele seiner seit den 1960er Jahren vordringlichen Themen kommen

51 Félix Guattari, „Transversalität“, in *Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976, S. 39–55.

hier zusammen.⁵² Transdisziplinarität bedeutet hier „einen Schritt zurück auf eine planetarische Ebene zu machen und lokale Fragen ausgehend von Horizonten zu problematisieren, die das gesamte Leben und die internationalen Beziehungen ins Spiel bringen.“ (S. 157) Sie könne jedoch nur gelingen, wenn sich „Wissenschaft, Gesellschaft, Ästhetik und Politik“ (ebd.) grundlegend transversalisieren – also neue Wertsetzungen vornehmen und ihre selbstbezüglichen Kreisläufe öffnend in Bewegung versetzen würden.

In eher von Hoffnung denn Evidenz geschwängerter Weise zieht er als Beispiel für eine solche Praktik letztlich gescheiterte Planspiele mit radikaler Bürgerbeteiligung in der UdSSR heran (S. 154f).⁵³ Auch wenn Guattari reale Geschichten des Gelingens fehlen: Seine Forderung einer aus transdisziplinären, aus Erkenntnis wie Praxis hervorgehenden Stadtgestaltung formuliert einen konkreten, existenziellen Imperativ an eine urbane Gesellschaft, die sich neu entwirft und die subjektive Stadt erklingen lässt.

Ökosophie und Transdisziplinarität entpuppen sich hier als die hegemonialen Wissenschaften destabilisierende Epistemologien – etwa hinsichtlich einer Fokussierung auf umstürzend bereichernde Perspektiven von LGBTQIA+, BIPOC, FLINTA*, Kindern, Alten, Behinderten... (S. 157) – die engagiert an der gesellschaftlichen Realität partizipieren: „Es ist nicht legitim, ein Viertel zu untersuchen, ohne sich gleichzeitig für seine Erneuerung einzusetzen. Die kognitive Ausarbeitung ist hier untrennbar mit dem menschlichen

52 Der Begriff transformiert sich über die Jahre. Angesichts seiner für Guattari immensen Bedeutung bleibt er dennoch merkwürdig amorph. Siehe Henning Schmidgen, „Die synästhetische Gruppe. Félix Guattari und der Begriff der Transversalität“ in Jenny Brockmann, *Bypass*, Berlin: Distanz, 2024, S. 119–133.

53 Anne Querrien, „Les aspects sociaux de l’urbanisme. Mission à Moscou, 17–21 juillet 1989“, unveröff. Typoskript, Archiv Anne Querrien.

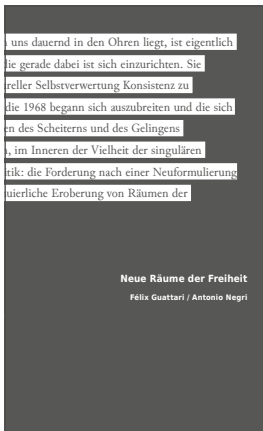
Engagement und den damit verbundenen Wertentscheidungen verbunden.“ (S. 156)

Seit Guattaris Ableben hat nichts für solch eine Deterritorialisierung gesorgt wie die weltumstürzende Digitalisierung jeglicher Existenzweise: Guattari sah bereits den mit einem Walkman durch die Stadt laufenden Menschen radikal deterritorialisiert (S. 11), heute erhält dieser Befund durch allgegenwärtige *smarte* Geräte eine völlig neue Evidenz. Wird Guattaris Untersuchung von Territorium und Existenz nicht geradezu technisch fortgeschrieben durch digitale Umwelten, die ebenso wie Architektur und Städte gebaute Umwelten sind und mit diesen zusehends verschmelzen? Prägt der digitale Raum nicht in noch intimeren Maße alltägliche Subjektivierungsprozesse und Gesellschaft im Sinne ökonomischer und staatlicher Maßgaben? Stellt sich nicht angesichts gegenwärtiger Digitalität in sehr ähnlicher Weise die Frage nach existenzieller Erfahrung, resingularisierenden Selbstentwürfen und demokratischer Gestaltung?⁵⁴

54 Dies ist als Beschreibung einer Tendenz des gegenwärtigen, digitalen Status quo und keineswegs als zivilisationsfeindlich oder technikdeterministisch zu verstehen: Durchaus können laut Guattari die „neuen informatischen Instrumente“ zur Resingularisierung von Subjektivität und der ökosophischen Erneuerung des Verhältnisses von Territorium und Existenz beitragen. Er erkennt in den 1980er Jahren ein Ende der Vorherrschaft der klassischen Massenmedien und hofft auf eine, wie Hubatschke dies nennt, „postmediale Polyphonie“, also eine dezentrale Verwendung von Technik, die zu einer Proliferation von Ausdrucksformen führt und molekulare Kämpfe zu verbinden vermag. Siehe Christoph Hubatschke, *Minoritäre Technologien. Eine deleuzo-guattarische Technikphilosophie*, Frankfurt/New York: Campus, 2024; S. 415ff. Guattaris Hinweis jedenfalls, dass nicht moderne Apparate allein die „notwendigen kreativen Funken auslösen werden“, sondern eine Neuerfindung mentaler und sozialer Ökologien erforderlich ist, erteilt einseitigen Technikutopien eine klare Absage. Siehe Guattari, *Chaosmose*, S. 152.

Angesichts zusehends gesichtsloser und homogenisierender Städte ist Guattaris Denken aktueller denn je. Seine Texte sind schillernd, anziehend und sperrig, hell-sichtig und erratisch. Sein Theoriegebäude bietet eine ungewohnt-belebende Statik und Ästhetik, zugleich ist es zuweilen auf vagem Grund gebaut, einige Zimmer weisen mehr verzerrte Spiegel als Fenster auf. Gerade diese Ambivalenzen lassen sein Theoriegebäude nicht zu einem Demut gebietenden Herrschaftswissen gerinnen, sondern fordern respektvolle Respektlosigkeiten und eine spielerische Aneignung heraus.

Guattari formuliert einen Anspruch an eine kritische Theorie der Gesellschaft, die Territorium und Existenz in den Mittelpunkt rückt – eine Theorie, die der Realität und dem Aktivismus nicht nur die Hand reicht, sondern sich mit ihnen gemeinsam ins Werk setzt. Anspruch bleibt dabei stets ein weniger beschädigtes Dasein als das vorherrschende, eine Wucherung existenzieller Territorien. Angesichts unserer brüchigen Gegenwart und eines zunehmend gewaltvolleren Verhältnisses von Territorium und Existenz ist dies ein Einsatz, der dringlicher nicht sein könnte.



Félix Guattari, Antonio Negri

Neue Räume der Freiheit

Herausgegeben von Isabell Lorey,
Gerald Raunig und Alan Roth
Aus dem Französischen
und Italienischen von Alan Roth

Im Jahr 1983 flieht Antonio Negri nach Aufhebung seiner parlamentarischen Immunität vor der Verfolgung durch den italienischen Staat nach Paris. Es beginnt damit ein 14-jähriges Exil, in dem der marxistische Philosoph sich stärker als zuvor mit der poststrukturalen französischen Theorie von Deleuze, Foucault und anderen auseinandersetzt. Mit Félix Guattari beginnt er ein Experiment des gemeinsamen Schreibens, das Buch *Les nouveaux espaces de liberté*.

Neue Räume der Freiheit ist nicht nur ein Zeitdokument aus den „Winterjahren“, den bleiern Jahren nach der staatlichen Repression gegen die italienische Autonomia und vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion, sondern zugleich auch ein vielfaches konzeptuelles Versprechen für eine Zukunft, die heute unsere ausgedehnte Gegenwart ist. Die begrifflichen Erfindungen des späten Guattari zeichnen sich hier ebenso ab wie die späteren Arbeiten von Antonio Negri mit Michael Hardt. Es bricht an die Zeit der Vielheiten, des Commonismus, der molekularen Revolutionen.

spielen von Diskussions- oder

Maschinen | Gefüge | Karten
Anne Querrien

Anne Querrien

Maschinen | Gefüge | Karten

Herausgegeben von Brigitta Kuster
Mit Übersetzungen aus dem
Französischen von Brigitta Kuster
und Birgit Mennel

Maschinen | Gefüge | Karten versammelt – erstmals auf Deutsch – ausgewählte Buch- und Zeitschriftenbeiträge der französischen Soziologin und Urbanistin Anne Querrien sowie ein Gespräch, das Brigitta Kuster mit ihr 2022 in Paris führen konnte. Anne Querrien hat sich seit den 1960er Jahren Projekten der institutionellen Kritik sowie politisch-ästhetischen (Selbst-)Organisierungen gewidmet, mit dem Ziel die herkömmlichen Arbeitsteilungen und Praktiken der Wissensproduktion zu erschüttern. Wichtige Themen sind dabei Bildungspolitik, Urbanistik, Geschlechterverhältnisse und Psychiatriekritik. Vielen ist die Arbeit Anne Querriens ein Begriff aus dem Umfeld von Félix Guattari, dem *Centre d'études, de recherches et de formation institutionnelles* (CERFI) sowie als Redaktionsmitglied so wichtiger Zeitschriften wie *Multitudes* oder *Chimères*. Eine Besonderheit der hier vorgestellten Textauswahl besteht darin, dass sie Erfahrungen einer intensiven und zugleich nur selten beleuchteten Zeit konzeptualisiert und aus der Gegenwart heraus reflektiert, nämlich die Phase vor 1968, die sehr reich an Inventionen, Experimenten und Fluchtlinien war.

en, die untrennbar ethisch, ästhetisch,

Sphären des Aufstands
Suely Rolnik

Aus dem Portugiesischen und Englischen
von Rubia Salgado, Gerald Raunig, Max
Jorge Hinderer Cruz und Ruth Sonderegger

Suely Rolnik

Sphären des Aufstands

Anmerkungen zur Dekolonisierung
des Unbewussten

Aus dem Portugiesischen und
Englischen von Rubia Salgado,
Gerald Raunig, Max Jorge Hinderer
Cruz und Ruth Sonderegger

In *Sphären des Aufstands* untersucht Suely Rolnik ausgehend von künstlerischen und politischen Beispielen vor allem aus Brasilien die Umstände, die zu regressiven, reaktionären Regierungen in der ganzen Welt führen. Zu diesen Umständen gehören auf der Makroebene eine Allianz zwischen Neoliberalismus, extremem Konservatismus und autoritärem Populismus, auf der Mikroebene eine Krise des hegemonialen machistischen Subjekts und dessen reaktive und gewaltvolle Antworten. Denn die zunehmende Selbstermächtigung derer, die andere Weisen der Subjektivierung praktizieren, wird nicht als Inspiration, sondern als Bedrohung erfahren.

Je mehr das globalisierte Regime des maschinischen Kapitalismus seine Herrschaft festigt, desto perfider verfeinert es die ihm eigene Mikropolitik. Diese spezifisch kapitalistische Mikropolitik beinhaltet die koloniale Aneignung des Lebens: Der Lebenstrieb wird von der Schöpfung und der Kooperation getrennt und auf die zerstörerische Praxis der Kapitalakkumulation umgelenkt. Diese Dynamik, die Suely Rolnik als „Prostituierung“ konzipiert, ist der Motor dessen, was Rolnik das kolonial-kapitalistische Regime des Unbewussten nennt.

In *Sphären des Aufstands* benennt Rolnik aber auch die Bedingungen, die notwendig sind, um dieses Regime zu bekämpfen: die Wiederaneignung des Lebenstriebes, der energetischen Grundlage im Herzen aller Lebensformen, einschließlich des menschlichen Lebens.



Gerald Raunig

Ungefüge

Maschiner Kapitalismus und
molekulare Revolution, Band 2

Nach *DIVIDUUM* (2015) legt Gerald Raunig den zweiten Band von „Maschiner Kapitalismus und molekulare Revolution“ vor: *Ungefüge* entfaltet eine wilde Materialfülle der Ungefügigkeit, von den vielsprachigen Übersetzungsmaschinen in al-Andalus über die queere Mystik des Hochmittelalters und die kleinen Stimmen des Falsetts in Jazz und Soul des 20. Jahrhunderts bis zu heutigen Unfugen und Umfugen gegen die glatte Stadt der Ziffer im maschinischen Kapitalismus.

Ungefüge entwickelt nicht nur eine konzeptuelle Ökologie von Begriffen des Fugens und Fügens, der Verfügbarkeit und der Unfügsamkeit, sondern unternimmt auch ein Experiment der theoretischen Form. Halbfiktives verwebt sich mit akribisch untersuchten historischen Quellen, mystische Schriften mit Freundesbriefen, philosophische Fragmente mit poetischen Ritornellen. Mehr als eine Erzählung über Ungefüge aus sozialen Umgebungen, Ding- und Geisterwelten, ist das Buch selbst formal und inhaltlich eine dividuelle Mannigfaltigkeit, aus den Fugen, in den Fugen, Ungefüge.



Kike España

Die sanfte Stadt

Aus dem Spanischen von
Gerald Raunig

Die sanfte Stadt erscheint als exemplarische Schrift eines neuen aktivistischen Urbanismus, der nicht bei der kritischen Beleuchtung von Aufwertungsprozessen und auch nicht bei der Einforderung des Rechts auf Stadt stehen bleibt. Anhand der munizipalistischen Praxen der letzten zehn Jahre in der südspanischen Stadt Málaga entwickelt Kike España eine Theorie der subkommunalen Stadt, der Stadt gegen den Staat, der sanften Stadt. Undercommons, „Allnächtlichkeit“ und die Attraktivität des scheinbar Unattraktiven sind Konzepte aus dem begrifflichen Werkzeugkasten von Fred Moten und Stefano Harney, die España aufnimmt und in einem intensiven Austausch mit den mikrosozialen Erfahrungen in und nach der 15M-Bewegung aktualisiert. Die Devise lautet, die Stadt zu durchlöchern, die Löcher unter und neben den kapitalistischen Verformungen von Tourismus und Gentrifizierung zu suchen und aufzusuchen, den urbanen Raum und die urbane Zeit zu löchern, sanfte Löcher zu produzieren, die eine radikale Reformulierung des Lebens in der Stadt mit sich bringen.